

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

und ein Liter Milch ebensoviel. Dazu kommt, daß der Sommer ein „zweiter Winter“ ist. Kaum kommt noch die Sonne durch die Wolken. Am 15. Juni hat man in den Städten am Schwarzwaldbrand Feuer in den Zimmerröfen machen müssen. Die Heuernte scheint in Baden beinahe ganz vernichtet zu sein, und was mit der Getreideernte wird, wenn nicht bald die Sommerwärme kommt, weiß kein Mensch zu sagen.

In den Großstädten herrscht ein namenloses Elend. Vor allem sind es die vielen Angehörigen des Mittel-

Städten — aus vollkommener Verzweiflung gehen die Unseligen in den Tod. Die Geburtenzahlen gehen in riesiger Schnelligkeit zurück, weil niemand mehr die Möglichkeit hat, Kinder großzuziehen, wenn nicht der Verdienst ins Ungemessene steigt. Die unsinnige Wohnungsnot zwingt die jungen Ehepaare, in möblierten Zimmern zu hausen. Tausende und Abertausende haben nur eine Kammer, in der sie wohnen können. Da kann man ein Kind nicht brauchen. Deutschlands Stolz, seine Jugend, wird bald aussterben, wenn dies so weiter geht, und das frevelhafte Wort des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau geht in eine entsetzliche Erfüllung: „Es sind zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt!“ Wie bald werden sie nicht mehr da sein!

Schlimm haben es die Angehörigen der „freien Berufe“. Ärzte, Zahnärzte, Schriftsteller, Künstler verdienen nicht mehr genug, um das nackte Leben zu fristen. Wer nicht imstande ist, einen anderen Beruf zu wählen, muß sich dazu verstehen, jede Arbeit zu nehmen, die ihm nur ein kärgliches Brot gibt. In Berlin sieht man Ärzte als Zeitungs- und Zigarrenverkäufer. Andere sind als Fabrikarbeiter eingetreten. In Sachsen sind Pfarrer in die Bergwerke gegangen, weil die Kirche sie nicht mehr bezahlen kann, oder sie arbeiten auf Banken und in Kaufmannsgeschäften, um daneben in ungeheurer Ueberanstrengung noch ihres pfarramtlichen Berufes zu walten. Und niemand sieht ein Ende des Schreckens ab.

So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden, und vor ihm sinkt die Blüte des deutschen Geistes jammervoll ins Grab. Ein Bild, vor dem der Sinkende schauernd die Augen schließt. Wann wird über den gefesselten Prometheus der Morgen der Befreiung aufgehen? Wo ist der Held, der ihn aus den Ketten löst?

Eines nur vermag den Sinkenden zu trösten: das ist der Glaube, daß die Not das deutsche Volk zusammenschmiedet wird, und die Hoffnung, daß im deutschen Herzen noch eine Kraft liegt, die nicht gebrochen werden kann, auch wenn die tiefste Dunkelheit über uns hereinbricht. Deutschland hat von altersher gelebt aus seiner Seele, die an Gottes Treue sich festgehalten hat. Wenn diese deutsche Seele wach wird, die aufs Unsichtbare traut und sich nicht zerbrechen läßt durch die Not und Uebermacht dieser Erde, dann kommt der Tag, an dem wieder deutsche Freiheit über das geknechtete Volk leuchtet. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ — das alte Lösungswort, das einst der Engländer Carlyle ausgegeben hat, muß der Sinkende seinen Brüdern zurufen, und er setzt hinzu: „Aushalten und vertrauen!“

Damit sagt er seinen Lesern: Gott befohlen!



So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden.

standes, die unsagbar leiden. Alternde, die einst bessere Tage gesehen haben, sind in tiefste Armut versunken. Sie haben allen Besitz an Möbeln, Schmuck, Kleidung nach und nach verkauft, und auf nacktem Boden, auf einem Strohlager stirbt mancher alte Mann einen schreckensvollen Hungertod, während sein Weib in trostloser Verzweiflung die Hände neben ihm ringt. Mehr und mehr häufen sich die Fälle von Selbstmord in den

### Mutterwitz.

Von Emil Götts.

**M**utterwitz ist ein seltsames, gutes Wort, das in größter Kürze eine geheimnistiefe Sache zeigt und taugt, zu der unsäglich gescheite Männer erst auf weiten Wegen wieder gekommen sind, und wahrscheinlich auch nur, weil sie nicht ohne solchen waren. Es will nämlich sagen, daß der Witz — und das ist nicht etwa die

Gabe, grobe Wirtshauspässe zu machen und Joten zu reißen, sondern was Besseres: rasche Besonnenheit, Schlagfertigkeit, Treffsicherheit, alles in allem eine gewisse n a t u r l i c h e W e i s h e i t — also, daß dieser Witz durchaus nicht vom gestrengen und durch alle niederen, mittleren, hohen und höchsten Schulen geschwenkten Herrn Vater, sondern von der rundlichen, beweglichen lieben Frau Mutter herrührt, die alles von allein, von N a t u r zu haben scheint. Und man hat die Beweise dafür aus dem Leben

tausender oder aller durch hohe Geistesgaben ausgezeichnete Männer herbeigebracht, die alle ihren *Wiz* von einer Mutter haben müßten, die nicht nur wärmte, sondern auch leuchtete, oder, wie wir Allemannern sagen: zündete.

Dieser Vorgang scheint sich aber (für das Auge des Kalendersehreibers wenigstens) auch im großen Leben eines ganzen Volkes zu vollziehen, indem auch dessen *Wiz* nicht von den Schulbänken oder gar Kathedern stammt, sondern aus der gleichsam mütterlichen Schicht, aus der es, das Volk als Ganzes, quillt und immer quellen wird: aus der dicht am allmütterlichen Erdboden hinlebenden, mit ihm noch organisch verwachsenen, aus dem Bauern und dem ihn nur ergänzenden Handwerker, Arbeiter. Der dumme Bauer und der ungebildete Arbeiter, die Mutterschicht des Volkes, das ist die Schicht, wo auch sein *Wiz* entspringt. Man glaube ja nicht, daß der ungeheure Schatz an Weistümern, wie er in den unzähligen Sprichwörtern und schalkhaften Ausdrücken des „Volksmundes“ geborgen liegt, aus irgendwelchen gelehrten oder durch Geburt und Reichtum hochgehobenen Schädeln stammt; außer daß etwa solche Häupter aus diesen Regionen ihr Scherflein dazu beigetragen haben, die zur rechten Zeit ihre Gelehrtheit vergessen, ihre Entrücktheit übersehen und sich nun rein und natürlich ihrem angeborenen Mutterwitz hingeben, ihn spielen lassen konnten. Aber weitans das meiste kommt aus dem Dunkel und der Niedrigkeit dort unten, wo es immer noch quillt und sprießt, man braucht nur sein Ohr einmal hinzuhalten und — grad ein bißel Glück haben. Das feinbezeichnende für die Echtheit und Natürlichkeit dieses unverfälschten Sprudels ist aber, daß er eigentlich gar nichts von sich weiß, daß der Geist, der eben eine unübertrefflich feine Bemerkung gemacht hat, kein Organ hat, daran zu denken und dafür zu sorgen, daß sie ins nächste Lokalblättle oder in die „Woche“ kommt. Der treffliche Verfasser hat nichts von seinem Werke als das sinnliche Wohlbehagen des Augenblicks, wo es ihm gelang, und etwa den angenehmen Kitzel des Triumphs, daß er sein Wort im engeren Sinne seines Heimatbezirkes herumgehen hört. Ich glaube, es liegt ihm sogar ferne, zu denken, daß es sich erhalten und in weiter räumlicher und zeitlicher Form noch manches Echo wecken wird. Nur wirklicher Reichtum, der nicht zu rechnen braucht, darf so achtlos ausgeben. Welch ein Gegensatz zu den armeligen Stadthühnern (oder Gockeln!) mit den vielleicht tagberühmten Namen, die da von jedem Ei, das sie legen, auch wenn es vergeratet, meinen, es sei „für die Ewigkeit“ gelegt und die weite Unendlichkeit müßte es noch umstauen und in sein Gackern einstimmen.

Der Kalendersehreiber hat aber diese Sätze

nicht angehoben, um einige Behauptungen in die Welt zu krähen, die hundert andere vor ihm schon gemacht haben müssen, sondern um ein allgemeines Bekenntnis einigen speziellen Beobachtungen voranzuschicken, die ihm gelungen sind, und er beweist damit auf das Unangenehmste seinen eigenen mangelnden, oder durch vieles unnützes Denken verdorbenen Mutterwitz, daß er so viel Papier zum Einwickeln von ein paar Bröseln braucht, die ihm, dem armen Lazarus, aus reicher, vornehmer und großmäuliger Stadt unter den Bauerntischen draußen aufzufangen gelungen sind.

### 1. Dem guten Werkzeug.

Hat jeder meiner lieben Leser schon genügend, namentlich am eigenen Leib, mit der eigenen Hand, zu eigenem Nutz und Schaden erfahren, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen den einzelnen Stücken einer anscheinend gleichwertigen Reihe von Werkzeugen bestehen kann, von den einfachsten Handwerkszeugen an bis zu den gewaltigsten Maschinen natürlich? Kein Ding auf Erden ist wie das andere der gleichen Gattung; bei der größterreichten äußeren Ähnlichkeit können die größten inneren Unterschiede sein. Du steckst in keinem Stück Holz und Metall, das verwendet wurde, kennst seine Tücken nicht, weder die guten, noch die schlechten (denn es gibt auch gute Tücken). Wie kein Mensch wie der andere ist, keine Fabrikuhr wie die andere des gleichen Fabrikats, keine Messerklinge wie die andere, so ist auch, um mich meinem Fall zu nähern, kein *W e z f e i n* wie der andere, und wäre er aus dem gleichen Schieferblock geschnitten. Du hast im Laden die Auswahl unter zwanzig gehabt, sie sehen sich ähnlich wie Eier, aber — Glück mußt du haben, um einen wirklich guten zu erwischen, das Glück einer feinen Hand, eines guten Auges und — ein bißel Glück!

Ein solches Glück mußte der tüchtig aussehende Bauersmann gehabt haben, der im vergangenen Sommer an einem heißen Tage in der — sagen wir — „Linde“ zu Dingsweier, denn wie ich mein Volk kenne, würde er sich fast schämen, wenn ich ihn zu deutlich zeigte, ein Viertel trank, und dabei laut und behaglich von der Heuet und dem Mähen und den Schnittern und den Sensen und den Wehsteinen sprach und sicher nicht daran dachte, daß ein Ohr in der Stube war, dem jedes gute Wort rettungslos verfallen sein mußte, das ihm gelang, auch wenn er gar nicht wußte, daß es — oder besser wie gut es war. Denn daß es gut war, das *w u ß t e* er! Das zeugte schon der „ictus“, der sich selbst genießende Nachdruck, mit dem er es herauszuschleuderte.

Er erzählte nämlich von seinem *g u t e n* Wehsteine, einem Stein, wie er nie einen gehabt,

wie kein anderer einen hätte, und wie es überhaupt keinen mehr gäbe! Ein Strich hin, einer her, und die Sense schmelze nur so hin durchs dickste Gras! Drei Mark hab' ihm der und der dafür geboten — und er habe zwanzig Pfennig gekostet, wie jeder andere im Vaden; aber er hab' ihn nicht darum gegeben! „Geh hin und such' dir einen! Ich geb' ihn nicht her!“ Denn — und hier kam das köstliche Wort, das ich meinem Volke mit einem glühenden Kolben einbrennen möchte. Für Bewahrung tausend anderer, höherer Güter, die es hergibt für — Geld, den Göken, für den alles feil ist: Gesundheit, Freiheit, Würde, Stolz, ach alles — „dem,“ rief er, „kann i wege, wenn i drei Mark ha!“

O mein deutsches Volk! o Mensch! kannst du etwas sein, was du sein mußt, vor der Welt, vor Gott, vor dir, wenn du etwas dafür hast!

## 2. Dom hobeln.

Ich stieg einmal in den Lokalzug, der zu Feierabend fährt, und darum immer arbeitendes Volk seinem Herde zuführt, und kam neben eine Bank solch heimkehrender Arbeiter zu sitzen, die in angelegentlicher Unterhaltung begriffen waren. Es waren Zimmerleute, und sie unterhielten sich über das Legen von Riemenböden. Der eine machte den Sprecher und Lehrer, und behauptete eben, wie ich hinhörte: eine Hexerei wäre es gerade nicht, einen ebenen Boden hinzubringen. „Aber weisch, uffpasse muesch doch, daß da ke Loch machsch! E Buckel derfisch mache, aber ke Loch! Weisch, e Buckel kannsch wieder wegputze, aber e Loch nit ruffzue hobeln!“

Also, o Mensch, dieser Zimmermann, dem es so herausfuhr, und der auch nicht daran dachte, es drucken zu lassen, oder auch nur, daß es Gefahr lief, gedruckt zu werden. Dieser einfache Mensch, der kein Latein kann, aber sein Handwerk versteht, und zwar so, daß ihm diese erungene Höhe und Freiheit (denn etwas verstehen hebt uns über es und macht uns frei von ihm) die Worte verlieh, es aufs treffendste zu kennzeichnen, dieser Mensch zeigt es dir: Einen Buckel darfst du machen, aber kein Loch! Etwas zu viel wollen, irgendwo und wie ein wenig zu viel tun, dich ein wenig überspannen, das darfst du; denn das läßt sich wieder wegputzen, ebensstreichen, ausgleichen, in der Besonnenheit, die das zu vollbringende Werk und deine eigene Verführung dir von selber aufzwingen. Aber unter der Kante bleiben, etwas schuldig bleiben an Wollen und Vollbringen, das darfst du nicht. Denn: Ein Buckel läßt sich wohl wieder wegputzen, aber ein Loch nicht raußzu hobeln!

## 3. Die Schnitbank.

Luden diese beiden ersten Proben zu moralischer allgemeiner Nutzenwendung ein, so will eine dritte Priße Mutterwitz rein ihrer angenehmen Gistigkeit wegen mitgenommen und geschmupft sein. Ich gebe halt nur, was mir gerade so auftaucht.

Vor wenig Jahren besuchte ich einen lieben Vetter, der in irgendeinem Dorf am — bst! verrat ihn nicht! — den heitern und tätigen Abend seines Lebens verbringt; das meiste Heu in seiner Lebenscheuer ist nämlich schon hunkten; aber lustig ist er geblieben wie kein zweiter; er fumselt nur so, und ich wette eine Regal Birenberger gegen ein Glas Bachwasser, daß er die berühmte Gelassenheit, mit der einst sein Vater das Zeitliche segnete, noch übertrumpfen und mit einem Späßchen Abschied nehmen wird.

Wir saßen — ich hatte noch einen Wegkamera den bei mir, der Aug' und Ohr nicht von ihm went:en konnte —

„er muß' ihn anschau'n für und für,“

um mit Freiligrath zu reien — wir saßen gemüthlich beisammen — er hatte ein Vöchlein in den Keller und die Base eins in die Küche gebohrt, um uns anzufüllen — und plauderten über dies und das. Eins der nächsten Gespräche bot der eben beendigte Herbst, und der Vetter schien allen Grund zu haben, um ein wenig heftig und gallig zu werden, weil acht Tage zu spät angefangen worden war, so daß das Ertragnis durch jähes, massenhaftes Faulen der Trauben sehr geschmälert wurde.

„Ja, war denn das nicht anders zu machen?“ fragte ich, „konnte man denn nicht früher anfangen, wenn der Tag schon früher bestimmt war?“

„Ja, do muesch die froge, wo an der Schnitbank siße! Die mache's jo!“ Der Ton war heftig, aber im Auge zwinkerte eins. „Was?“ frag ich verwundert, „die an der Schnitbank sißen?“ — „He jo!“ rief er, „weisch nit: wemmer untertritt, no knappt's obe!“

## 4. Eines Bauern Tod.

Dies gehört nicht so recht in diese Reihe. Aber ich hab' im Vorstehenden den gelassenen Tod meines Großonkels genannt, und betrachte also diese Geschichte für angeschnitten, und ich weiß nicht — Mutterwitz gehört auch da dazu, oder vielmehr: Mutterwitz ist auch das, auch wenn es gerade keinen Witz macht. Die Geschichte hat Ähnlichkeit mit der, die Hansjakob vom Tod des Hermesbauern erzählt, nur ist sie bedeutend prosaischer; und ich habe nicht die mindeste Lust, sie auf ein höheres Niveau zu — lügen.

Also, es war in der Ernte. Draußen war das Korn geschnitten und gebunden und harrie der

Heimfuhr; drinnen aber lag der Vater auf dem Sterbebette, lebte aber noch, wenn auch nicht mehr sehr. Die Kinder, Söhne und Töchter, standen oder saßen um das Bett, waren traurig und gaben sich Mühe, die Gedanken beim Vater zu lassen und nicht zu dem Korn draußen zu schweifen. Und es war sehr heiß und still. Die Mücken summten, der Sterbende atmete schwer, und ab und zu schluchzte bei den Kindern ein Laut auf, oder eine braune Faust rieb sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Und die drückende Schwüle schien ein Gewitter zu verheißen; und schwer war's für diese Bauernleben, nicht an die Frucht auf dem Felde zu denken. Aber der Vater stirbt — man darf an nichts anderes denken — muß zart sein — und gerade wenn es schwer fällt, was kostet.

Aber der Vater — Vater und Bauer und noch einiges dazu! — löste den Bann.

„Buebe!“ sagte er, „hebe Kömme ihr mi doch nit. Sterbe muess i, aber i ka allei sterbe, aber 's Korn cha nit allei eri. Mache, daß er's heimbringe!“ — „Gehn hi un hole mer e Kriegl Wi und e Gläskli Zwetschgewasser un stelle mer's do her! Un no kömmer e Vaterunjer bete, un no machener, daß er's Korn heimbringe.“

Und sie machten es so! Sie holten ein Krügle Wein und ein Gläschen Zwetschgewasser — versehen war er schon am Morgen worden! — und stellten es auf das Tischchen neben das Bett. Und dann beteten sie laut das Vaterunjer und den englischen Gruß, und gaben dem Vater weinend die Hand und nahmen Abschied, und spannten an und fuhren hinaus und banden und luden die Karben, und fuhren gegen Abend heim; und als sie leif in die Stube traten, war das Krügle Wi leer und das Gläsle Zwetschgewasser leer und der Vater — tot.

Während die Kinder das Korn heimtaten, das sie zum Leben brauchten, konnte er allein sterben. Er brauchte sie nicht vom Sarg und Grab aus noch zu drücken. So ging er um die Ecke, um nicht zu stören, und ich habe das Gefühl, es lag ein leichtes Zwinkern und eine grob- und unpoetisch geschnittene Zartheit in der Bestellung des Krügles und des Gläsles; es lag etwas drin, was den Kindern das Gehen leicht machte, und ich wette wieder, sie werden es an ihrem eigenen Sterbetage nicht vergessen, wie gelassen ihr Vater nach einem langen Leben rauher Arbeit von dieser „herben“ Erde ging.

~~~~~

Wohl dem Menschen, der nicht der Versuchung nachgibt. Gott versucht jeden: den einen durch Reichtum, den andern durch Armut — den Reichen: ob er für Notleidende die Hand aufstun, den Armen: ob er ohne Murren, der Vorsehung ergeben, seine Leiden ertragen wird.

Esalmud.

## Grundsätze.

Von Karl Hesselbacher.

Unsere badische Dichterin Hermine Bilfinger läßt in einem ihrer Romane eine tapfere und kluge Frau auf die spitze Rede ihrer Gegnerin: „Ich würde es mir zum Grundsatz machen...“ die schneidige Antwort geben: „Ich habe überhaupt keine Grundsätze, meine Liebe! Zu was braucht denn ein anständiger Mensch auch noch Grundsätze? Was recht ist, versteht sich von selber.“

Wer das so obenhin liest, dem muß es sein, als bekomme er einen Schlag vor den Kopf. Leute, die keine Grundsätze haben — ja, die zählen doch nicht mit. Das sind doch Kreaturen, mit denen kein vernünftiger Mensch etwas anfangen kann. Wer will sich auf sie verlassen? Sie sind imstande, dir heute im Arm zu liegen und ewige Freundschaft zu schwören, und morgen dir den Rücken zu kehren, als hätten sie dich nie im Leben gesehen. Wer nach ihrer Meinung fragt, ist betrogen. Sie richten sich stets nach dem, was herrschende Mode ist. Sie verstehen die Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen, wie sie sich rühmen, und darum fällt's ihnen nie ein, gegen die „Verhältnisse“ einmal tüchtig Sturm zu laufen, bis eine freundlichere Sonne scheint über dem Volksleben. Leute ohne Grundsätze halten's mit jeder Partei, die gerade am Ruder ist, weil sie mit jeder Partei gute Geschäfte zu machen verstehen. Sie sind mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden gehekt. Sie sehen das Gewerbs- und Geschäftsleben lediglich durch die Profitbrille, und der Gedanke, einmal ein Opfer zu bringen für irgendeine Volksnot oder ein Unternehmen der Wissenschaft und der Kunst, liegt ihnen so fern wie der Plan, eine Bahn nach dem Mond zu bauen. Leute ohne Grundsätze sind ein weicher Ton, der sich von jedem kräftigen Finger in eine andere Form pressen läßt. Es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glück, aber alles zum Charakter. Sie wissen das Sprüchlein „Leben und leben lassen“ morgens und abends trefflich zu beten und denken dabei: „Ich will leben, und darum sollen die Leute mich leber lassen und mir gar keine Schwierigkeiten machen und mir nicht die geringste Anstrengung zumuten. Sie sollen nicht von mir borgen oder wenigstens nur dann, wenn sie mir pünktlich fünf Prozent bezahlen können. Sie sollen mich nicht als Zeugen begehren, denn ich habe nie etwas gesehen und gehört. Wenn sie mich in Ruhe lassen, bin ich ihr bester Freund.“ Leute ohne Grundsätze sind Leute in einer Elefantenhaut. Durch diesen dicken Panzer geht keine Bitte und keine Beschwörung, aber ebensowenig eine ehrliche Grobheit durch. Sie laufen durch alle Stachelbüsche und lachen. Wer will mit Leuten ohne Grundsätze etwas zu tun haben?

Und als wir erzogen wurden, war's nicht das Wichtigste und Ernsteste, was uns der Vater in die Seele prägte — Grundsätze uns zu bilden. Wie oft sprach er tren und herzlich: „Kind, merk dir's fürs ganze Leben . . .!“ Als er befürchtete, daß eins seiner Kinder einen Hang zur Knauferei in sich trage, hieß es: „Schreib dir's in die Seele, daß du die Augen zudrückt, so oft das Geld dich anblinzelt und dir jagen will: Halt mich fest um jeden Preis!“ Und als er bei einem anderen sah, daß die Liebe zum Schönen in Musik und Dichtung die treue Pflichtarbeit überflügeln wollte, warnte er: „Nimm meinen Rat mit ins Leben hinein, daß Blumen schön sind am Begrab, aber daß man vom Kornacker lebt!“ Und als er sah, wie eins beim Lesen der tiefsten und feinsten Bücher über die Seiten hinlog und sich bald da, bald dort eine besonders schöne Schilderung herausklaubte, mahnte er: „Kind, merk dir's: Wer grast, heuet nicht!“ Und diese Grundsätze stellten sich um uns herum wie eine blinkende Mauer aus Erz und Marmelstein. Wir saßen geborgen wie in einer festen Burg. Und viele Feinde, die uns bedrohen wollten, kamen gar nicht an uns heran. Mancher, der mit uns zur Universität zog, ist verdorben; wir wurden gehalten von guten Freundeshänden: von den Grundsätzen, die uns der Vater mit goldenem Griffel in das Herz geschrieben hatte.

Wer kann sagen: „Zu was braucht ein verständiger Mensch Grundsätze?“ Wir sind schnell mit der Antwort da: „Zur Bildung seines Charakters!“ Aber wie wir's sagen, muß doch eine andere Frage auftauchen: Und wenn der Charakter gebildet ist? Wenn ein fertiger Mann dasteht mit klarem Blick und festem Herzen? Braucht er wirklich die Grundsätze noch als eine Weisheitsregel, die ihm jeden Schritt vorschreibt? Wer gehen kann, braucht doch wohl keinen Arm mehr, der sich um ihn legt und ihn festhält!

Besinnt euch doch einmal auf die Menschen, die beim dritten Wort mit ihren Grundsätzen operieren — wie sehen sie aus? Ich kenne keine langweiligeren, trockeneren und nüchterneren Menschen, als die Leute, die stets mit der Antwort bei der Hand sind: „Ich habe mir's zum Grundsatz gemacht . . .“ Einer meiner Freunde — und es ist einer der besten und trefflichsten Männer, die ich kenne — hat darauf einmal die Antwort gegeben: „Ei was! Grundsätze sind dazu da, daß man sie übertritt!“ Das klingt schrecklich leichtsinnig. Und doch steckt eine feine Wahrheit darin. Das ist die Wahrheit: „Das Leben ist viel zu bunt, zu mannigfaltig, zu seltsam, zu rätselvoll, als daß es sich in bestimmte Regeln einfangen ließe.“ Es macht oft die dicksten Striche durch unsere Grundsätze. Und das ist ein unglücklich, bedauerntwerter Mensch, der sich durch die Forderungen des Lebens seine Grundsätze nicht korrigieren lassen kann. Ich kenne einen

gelehrten Mann, der hatte sich's zum Grundsatz gemacht, nie in einer öffentlichen Versammlung zu sprechen. Aber als eine große Volksnot kam, in der viele bekümmert fragten, was ihrem ins Bankrott geratenen Glauben helfen könne, da rief der Gelehrte selbst eine Versammlung ein und redete, und seine Worte, aus langem, keuschen Schweigen geboren, fielen wie Donnerkeile auf die Gegner. Seine Rede war eine Schlacht.

Wißt ihr, warum die Menschen mit ihren Grundsätzen prunken? Einfach deshalb, weil man sich hinter Grundsätze vortrefflich verstecken kann. Feigheit und Faulheit, Bequemlichkeit und Geiz — sie decken sich mit Grundsätzen zu. Und man belügt sich und andere mit dem Mantel des Charaktersvollen, hinter dem in Wahrheit ein Strohkopf oder ein Steinerz steckt. Und wie gut decken die Grundsätze! Gegen Grundsätze darf man ja nicht streiten. Wo die Mauer der Grundsätze aufgerichtet ist, kannst du dein Streiten sparen. Und bringst du alle Gründe der Vernunft und der Menschlichkeit, der Religion und der Liebe — der Mann in der Burg der Grundsätze macht's wie der Ritter Pienzenauer, den Kaiser Max in seinem festen Schloß beschoß und der allemal, wenn eine Steinkugel ohnmächtig an den starken Mauern abprallte, mit einem Besen kam und die beschoffene Stelle hohnlachend sauber fehrte. „Alles, was du sagst, ist schön und gut; aber ich habe nun einmal meine Grundsätze. Du wirst mich doch nicht charakterlos machen wollen? Du siehst ein, ich kann nicht.“ Ihr kennt doch das „ich kann nicht“, das verlogene Wort, das nur das „ich will nicht“ verstecken soll? Es geht mit den Grundsätzen wie mit den leeren Worten. „Mit Grundsätzen läßt sich trefflich streiten . . .“ könnte der Teufel auch heut noch zum lernbegierigen Schüler sagen. Darum hat unsere feine Dichterin doch nicht so Unrecht, wenn sie meint: „Unständige Menschen brauchen keine Grundsätze!“

Denn — und darin liegt des Rätsels Lösung — sie haben einen einzigen großen und ernsten Grundsatz. Aus dem kommt alles, was sie reden und tun, mit solcher Naturnotwendigkeit heraus wie der elektrische Funke aus der geladenen Batterie. Dieser Grundsatz heißt: „Es ist weder sicher noch geraten, etwas gegen das Gewissen zu tun.“ So wie es Luther in Worms gesagt hat. Ich will allezeit mit dem lebendigen Gott marschieren und ihm in mir das erste und letzte Wort gönnen — wer diesen Grundsatz einmal in tiefster Seele trägt, der braucht allerdings keine „Grundsätze“ mehr. Der handelt wie der Künstler, der aus der himmlischen Eingebung heraus schafft. Und der bildet mit Gottes Macht und Geist das höchste Kunstwerk, das es gibt — das Leben, in dem Freiheit und Liebe in heiligem Eheband leben.

## Die Seele der Heimat — meine Seele!

Von Karl Hesselbacher.

**W**or kurzem las ich eine Schilderung des Lebens des schwäbischen Dichters Hölderlin. Da meinte der Schriftsteller, der das Büchlein geschrieben hat: „Hölderlins Heimat war das schwäbische Tulland mit seinen weiten, lachenden Ebenen, durch die der freundliche Strom zieht. In der weiten Ferne grüßen blaue Berglinien. Ueberall dringt der Blick in ein grenzenloses welliges Land, das umfäumt wird von lichten Wolken, die sich niedersinken auf die zarten Hügelkuppen. Kein Wunder, daß Hölderlin sein Lebenlang etwas in sich hatte von dem Zug in die Weite, von dem großen Sehnen nach dem fernen seligen Land, in dem alles Harmonie, alles Licht und alles Wohlklang ist! Wer in solchem Land aufgewachsen ist, der weiß zu erzählen von der Sehnsucht, die sich ausspricht in dem Liebe: Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, flög' ich auf zu meinem Stern!“

Ob wirklich diese tiefe, sehnsuchtsvolle Seele des Dichters aus dem Land der zarten Hügelwellen und der weiten Fernblicke her stammt, weiß ich nicht. Ich denke, sie wurzelt in tieferen Tiefen. Aber eins ist gewiß: diese in seinem Innersten schlummernde Wesensart, die sich in wundervollen Träumen weit weg über den Tag und die Not des Tages hineinwagen konnte in ein Land der Seligen, ist durch sein Heimatland mächtig gefördert worden. Die Seele dieses Heimatbodens hat wirklich zusammengeklungen mit der Dichterseele, und darum ist sein Lied eins, das auf silbernen Saiten gespielt zu sein scheint, weil es wie aus tiefen Erdgründen heraufdringt. Der „Wohllaut des säuselnden Hains“ war die Musik, die des spielenden Kindes Ohr rührte, und der „Sonnengott, der, wie ein Jüngling mit feurigen Locken, zu fernen Ländern wegsinkt“, ist das zauberische Bild gewesen, das von den Hügeln Nürtingens sich dem Auge des Knaben bot, und dem er wohl mit erhobenen Händen nachstrebte!

Die Seele der Heimat schläft in unserer Seele, und sie tut manchmal die Augen auf, dann, wenn wir's am wenigsten spüren. Aber ihre Augen sind tief und leuchten. Wer in sie hineinschaut, der blickt in Wunder des Lebens hinein. Habt ihr noch nie etwas erlebt von diesem Wunder? Nun, dann laßt euch fragen: was zieht euch so stark hinaus zu den ganz einfachen schlechten Menschen, die in einem „weltvergesenen Winkel“ wohnen? Warum sagt ihr: „Da trifft man doch wieder Menschen — in der Stadt sind's ja nur angekleidete Puppen!“ Ist's nicht deshalb, weil aus diesen stillen Gesichtern, aus diesen festgemeißelten Köpfen, aus diesen har-

geschafften Händen eine ganz besondere Sprache herauskommt: die Sprache der Heimatseele.

Es war vor einigen Jahren. Da besuchte ich einen lieben Freund im Schwarzwald. Am Sonntag morgen saß ich auf der Empore seines Dorfstrechleins, um seiner Predigt zu lauschen. Aber ich gesteh' es ehrlich: ich habe viel mehr in den Gesichtern der Männer studiert, die mit mir auf derselben Bank saßen. Wie prachtvoll die scharfgeschnittenen Züge, die tiefen blauen Augen, die buschigen Augenbrauen, das wallende weiße Haar! Da redete eine besondere Sprache: die Sprache von Männern, die aus den Höfen an den Berglehnen kamen. Dort haben sie schweigen gelernt. Darum waren ihre Lippen schmal und aufeinandergepreßt. Dort haben sie sinnen gelernt. Darum lagen ihre Augen tief und leuchteten wie Karfunkel im Dunkeln. Dort haben sie stillhalten gelernt in langen Frühlingsturmtagen, wenn der Föhn durch den finsternen Tannenwald braust. Drum waren ihre Hände ineinandergefaltet, als sagten sie: „Wie Gott will!“ Dort haben sie eine zähe Arbeit tun gelernt, wenn die Sommer Sonne auf den gerodeten Hängen liegt oder wenn die Bäche im Frühling kommen, um ihre Ufer in die Tiefe zu reißen und Matte um Matte gestüßt werden muß durch einen festen Flechthag. Drum waren die Fäuste groß und die Finger wie von Eisen! Die Sprache der Heimatseele war die Sprache einer verborgenen Kraft, die nicht biegt und nicht bricht. Wer ihr lauscht, dem ist es, als sängen uralte Lieder um ragende Felsen und um springende Wasser von Menschenzorn und Menschenhärte und doch wieder von tiefem Glauben und stolz getragener Leid. In wessen Seele solch ein Heimatlied klingt, der ist selig zu preisen. Der geht als ein Begnadeter durch die Welt der Tränen und des Sonnenscheins.

Und wer einmal Einker in einem Pfälzer Dorf — hei, wie dem das Herz lacht! Die Hände recken sich dir wie von selber entgegen, und das erste Wort ist ein Scherz. Aber einer, der dir nicht weh tut! Du wirst selber mitlachen, wenn dich der lustige Pfeil trifft. Und die Lieder flattern durch die Straßen wie die schwingenden Schwalben, manchmal ein altes, gutes Volkslied, manchmal irgendein Trällern aus einer neuen Operette, das der Soldat oder das Dienstmädchen aus der Stadt mitgebracht hat. Aber immer kommt das Singen aus einem hellen Herzen, dem das Lachen angeboren ist. „Der Pfälzer ist leicht wie sein Sandboden und spritzig wie sein Wein!“ so sagt man in den Bergen, wo der Ernst daheim ist und die Freude ein seltener Gast. Und „der Pfälzer ist fröhlich wie die Wellen des Rheins und trägt sein Bündel auf leichter Achsel, so wie sein Hopfen an den langen Stangen hinaufklettert!“ rühmt sich der muntere Weichenschlag. Sie

haben recht. Die Seele der Heimat geht durch all die Dorfgassen, die so breit und sauber in der weiten Ebene sich hinziehen, und es ist, als ob ein Wanderburich da hindurchginge mit der klingenden Zupfgeige am blauen Bande und beim Schreiten fährt er über die Saiten, daß es juchzt in den blauen Himmel hinein. Es sind Glückskinder, die Männer, durch deren Leben diese ewige Frühlingsseele lacht!

Es ist ein Gotteswunder, wie wir ein Teil des Allerbesten unseres Lebens aus unserer Heimatseele herausleben. Drum tun mir die „Allerweltsmenschen“ von Herzen leid, die überall und nirgends zu Hause sind und nirgends einen Fleck Welt haben, an dem sie festsitzen: „Da gehöre ich hin!“ Einmal habe ich mit einem nachdenklichen jungen Arbeiter meiner Südstadt gesprochen über Vaterland und Heimatliebe. Der sagte gelassen: „Ich halte es mit dem alten Sprüchlein: Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland!“ Erschrocken sah ich ihn an: „Das ist nicht Ihr Ernst! Denn das paßt nicht zu Ihnen. Sie sind mir zu gut für diese armselige Philistertimmung. Die lassen Sie den Satten und Faulen!“ Er aber fuhr fort: „Warum soll ich mein Vaterland lieben? Meiner Sprache hören Sie an, daß ich aus dem Oten stamme. Aber dort bin ich nicht daheim, denn wo ich geboren bin, war mein Vater nur ein halb Duzend Jahre als Ziegeleiarbeiter auf einem großen Gute anässig. Er selbst stammte aus dem westlichen Rheinland. Ich habe meine Lehrjahre in Hamburg zugebracht, und seit fünf Jahren stecke ich hier in Karlsruhe in einer Maschinenfabrik. Sagen Sie, wo ist meine Heimat? Ich weiß nicht, was das ist, Heimat!“ Damals ist mir das dunkle Leid klar geworden, das über so vielen unserer Männer liegt, wenn sie aus den dunklen Torbögen ihrer Fabriken kommen. Warum sind sie so freudlos? Weil ihre Seele heimatlos durch die Lüfte flattert und vergeblich den Fleck sucht, wo sie sich niederlassen kann. Sie haben die wunderbarste aller Sprachen nicht gehört, das kleine unscheinbare Wort „daheim“. Kein Wunder, daß es über ihren dunkeln Augen liegt wie eine Trauer, die sie nicht aussprechen können, und kein Wunder, wenn ihr Leben dahinfließt wie ein schwarzer Strom an nächtlichem Stadengemäuer.

Und am wehesten tun mir die Kinder in den Großstädten, denen nie etwas aufstrahlt von „Heimat“.

In der Unterrichtsstunde frage ich einen Bub: „Sag, was ist denn das für ein Denkmal, das auf unserem Marktplatz steht? Es hat die Form einer Pyramide!“ Und ich denke, er erzählt mir die Geschichte vom Markgrafen, dem Gründer unserer Stadt, der da unten seinen Schlaf schläft, wie er einst unter einem Eich-

baum des Hardwaldes die Stadt im Traume sah mit den Straßen, die wie die Strahlen der Sonne laufen. Der Bub schüttelt den Kopf. Ich frage etwas ärgerlich: „Das hat dir deine Mutter gewiß schon vorgesungen, wie du noch in der Wiege gelegen bist!“ Da lacht er: „Ach, meine Wiege — ist in Worms gestanden. Und wo ich im nächsten Jahre sein werde, weiß kein Mensch!“ Fragt ihr noch, warum die Großstadtkinder sind wie die Spazier, die viel lärmten, aber keinen Ton singen können? Gebt ihnen die Seele, die ihnen fehlt, die Seele einer Heimat, und auch ihr Herz wird den Ton finden von dem ewigen Liede Gottes!

Drum hängen wir an der Heimat, weil dort die Wurzeln unseres Wesens liegen. Und dem unverdorbenen Menschen ist die Heimat immer das Aller Schönste, was auf Erden ist. Mit heimlichem Lächeln denke ich meiner guten alten „Bachfritzin“. Wie die einmal mir erzählte, daß sie in Wertheim gewesen sei. „Ist es schön dort?“ frag' ich. Sie nickt: „Wunder schön!“ — „Was hat Ihnen am besten gefallen?“ Ich denke, sie erzählt von dem roten Schloß, das wie ein Traum aus dem Mittelalter aus dem grünen Wald herauschaut. Oder von dem Zusammenfluß des Mains und der Tauber, die wie zwei Silberchwäne dort nebeneinander durch das lichte Tal schwimmen und ihre schlanken Hälse ineinanderschlingen. Aber das gute Weiblein jagt: „Da in Wertheim liegen solch schöne Schifflein, gerade so wie bei uns drunten am Neckar in Hahmersheim liegen!“ Also darum ist Wertheim so schön, weil es an die Heimat im Neckartal mahnt? Gute „Bachfritzin“! Du hast recht. Wie singt unser liebes Lied?

„Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,  
Da wird ihm zur Heimat das ferneste Land!“

Und heute noch hören wir mit herzlicher Bewegung, wie die Waldenser drüben bei Pforzheim vor zweihundert Jahren ihre Dörfer nach den Heimatnamen genaput haben und das Pinache und Perouse der Savoyer Alpen in den flachen Wiesengründen des Schwabenlandes seine Auferstehung feiert. Die Heimat geht mit uns, wohin wir wandern, wie ein Bote Gottes, der uns hilft, unser Bestes zu hüten!

Wer sich seiner Heimat schämen kann, der ist mir wie ein Sohn, der sich seiner Mutter schämt. Ich könnte ihn nimmer anschauen. Und sei sie noch so schlicht und noch so verloren, — die Heimat ist meiner Seele heiligster Schmuck. Meint doch nicht, ihr müßtet die Sprache eurer Heimat verleugnen! Warum soll alles in dem verwaschenen „Hochdeutsch“ untergehen? Unsere Heimatssprache hat so viele Perlen! Die dürfen nicht verloren gehen. Hört doch einmal den Basler oder den Berner sein urrecht deutsches Kraftwort sagen: es ist wie Landbrot nahrhaft



und fest, so schwarz es ist. Tausendmal lieber greif ich zu ihm, als zu dem faden Weißbrot im Stadtbäckerladen. Und wenn der Schwabe kommt mit seinem „Heidenei!“ und „Guck net übers Vergle — no kriegst auch keine auf d' Nas!“ seine schlechte Tagesweisheit bringt, ist mir zehnmal so wohl, als bei der gedrecheltsten Stadtrede.

Wir bedürfen dieser Liebe zur Seele der Heimat. Gerade jetzt doppelt und dreifach! Unser deutsches Volk hat angefangen, seine Seele zu verlieren. Wir sind — wenigstens in den letzten Jahren vor dem Kriege — in der großen Gefahr gesteckt, ein Krämervolk zu werden. Der Tanz ums goldene Kalb ist der wichtigste Modetanz geworden. Und am deutlichsten hat sich's gezeigt in der Geringschätzung der Heimat! Wie ich in Italien war, besuchte ich den Leiter der deutschen Schule in einer der italienischen Großstädte. Mit mir zusammen trat ein Herr ein, der seinen Sohn zur deutschen Schule anmeldete. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte der Schulvorstand den Fremdling. „Ich habe ein Juweliergeschäft, das ich schon zwanzig Jahre betreibe?“ — „Spricht Ihr Sohn deutsch?“ — Da erstaunte ich über die Frage. Warum soll der Sohn eines deutschen Kaufmanns nicht deutsch sprechen. Aber der Mann lächelte: „Leider nicht! Meine Frau ist Italienerin!“ Als er gegangen war, fragte ich den Schulleiter: „Das ist aber doch unerhört?“ Der zuckte die Achseln: „Leider nein! Das erste, was der Deutsche bei uns im Stiche läßt, ist sein Deutschtum. Denn das erste und das letzte, was er sucht, ist: sein Geschäft!“ Das mochte hart, wohl zu hart ausgedrückt sein. Aber es kennzeichnet den Geist, der über uns kam wie aus dem Abgrund. Dieser Geist würde unser Ruin sein. Gegen den heißt es sich wehren, wie gegen den schlimmsten Erbfeind.

Da hat die Frau eine große Aufgabe: „Macht euren Kindern die Heimat lieb!“ das ist eine der ersten Forderungen, die über jeder Kinderstube stehen sollte. Wozu sind die Winterabende da? Wozu haben wir die schönen Bücher mit den Heimatliedern und den Heimatfagen? Und wenn das blühende und lachende Land sich aufzutut im Frühling und Sommer — was gibt es Schöneres als Jugendfreude im Heimatland? Wie darf ein Kind sagen: „Bei uns ist es langweilig!“ Wir gingen einmal zu zweit hier in unserem recht eintönigen Kiefernwald spazieren. Da wies der neben mir gehende Freund hinaus nach der weiten Ebene, die im Abenddunst lag, während die Kiefernstämme im Schein der untergehenden Sonne wie geschmolzenes Gold schimmerten: „Siehe, das ist reine Schönheit! — Und da kommen die Leute und sagen, unser Karlsruhe sei tot! Sie kennen es nicht!“ Er hatte ganz recht: sie kennen es nicht. Sie

haben die Sprache seiner Seele nicht gehört. Aber unsere Kinder sollen diese Sprache hören — und sie sollen dadurch das Größte gewinnen, was es auf Erden zu gewinnen heißt: eine ganz reine, treue, selbstlose Liebe!

Ihr kennt die Ballade vom Grafen Archibald Douglas! Wie der verbannte Graf nach seinem Scottland zurückkehrt, weil er lieber sterben will als in der Fremde verderben, und wie der König ihn darum in seine Arme schließt:

Der ist in tiefster Seele treu,  
Wer die Heimat so liebt wie du!

Das ist's, was die Seele der Heimat uns geben will, den köstlichsten Schatz des Lebens; die Treue, die nie bricht! So wird die Seele der Heimat zum Reichtum unserer Seele.

### Beileib keine Raubbaute!

Von Marie M. Schenk.



Wahr ist's — das geben die Zwieblinger ohne weiteres selbst zu —, der liebe Gott hat in ihrem am Rande der Rauhen Alb gelegenen Dorfe allerhand Kostgänger, wie schon die unterschiedlichen Spitznamen dartun. Da gibt es, um nur etliche zu nennen: den Pfluderer, den Hockernaze, den Häflesgucker, den Gaigelhansel, den Kagenmauser, den Bumser, den Dreispflegel, und den Gockeler. Auch die „andere Sorte“ ist nicht minder gut vertreten; man braucht sie bloß aufzuzählen, und weiß schon, was die Glocke geschlagen hat. Oder wird einem nicht schon die halbe Lebensgeschichte offenbar, wenn man nur die Namen nennt, als da sind: die Schleicherin, die Koldererseppe, die Rätichamei, die Milchsupperin, das Alesinzkätterle, die Beckessergretel und die Goshenurjel?

Man sieht, es ist eine schöne Musterkarte, darin die Tugenden entschieden etwas zu kurz gekommen sind; doch was auch immer für Untugenden darin verzeichnet sein mögen: eine fehlt — darauf schwören die Zwieblinger steif und fest — unter ihnen gibt es keine Raubbaute. — Alles andere — ja! Aber beileib keine Raubbaute!

Was zu beweisen ist!

Nehmt zum Beispiel gleich einmal den Belinger.

Das ist ein Bursch wie ein Baum so lang und so stark, mit ein paar Fäulten wie Schmiedehämmer. Wo die hinhauen, wächst sobald kein Gras mehr, und er tut nichts lieber als hauen, besonders am Sonntag, wenn es sonst nicht viel Handarbeit zu leisten gibt. Fallen je einmal aus irgendeinem Grunde die landesüblichen Sonntagshändel im Wirtshaus aus, so macht er es wie der Mattheis mit dem Eis: hat er

feins, so macht er eins! Und nichts ist schneller gemacht als Händel in einer vollgestopften Wirtsstube, besonders wenn man das Foppen so gut versteht wie der Bellingner. Gewöhnlich schlägt er sich bei tätlichen Meinungsverschiedenheiten auf keine Seite, sondern steht wie ein Kriegsgott zwischen zwei feindlichen Lagern, feuert an, heßt, schimpft und greift zu, wo es gerade nottut: bald zur Rechten, bald zur Linken — immer aufrecht und immer unbeseigt. Daher kommt es, daß er eigentlich keine Freunde, noch viel weniger aber Feinde hat: es traut sich keiner der Burichen, weder zu dem einen, noch zu dem andern.

Das ginge noch, meint ihr! Aber jener Sonntag, an dem er in „Schwanen“ die Wirtschaft austräumte — was ich dazu sage?

Je nun, die Sache war so: Im „Schwanen“ haben sie sich am Kirchweihonntag beim Nachmittagsstanz an den Haaren gepackt, wegen einem Mädle natürlich. Der Bellingner ist anfangs gar nicht dabei gewesen; aus dem Rumbhopfen machte er sich nämlich nichts, und aus den Weibslenten noch weniger. Da hat er sich schon besser an das Mittagessen gehalten und dem Schweinernen mit Kraut und Knöpfle alle Ehre angetan, darnach sich auf die Ofenbank gelegt und Kraft angeeschlafen, bis seine Zeit kam. Wie er nun so gegen Abend langsam, die Hände in den Hosentaschen, die Ulmerpfeife im Mundwinkel, über die Brücke nach dem „Schwanen“ schlendert und im stillen überlegt, wie er es am geschicktesten anfangen könne, daß er mit seinen Händen auch auf seine Kirchweihkosten komme, da rennt ihm an der Brücke vor dem „Schwanen“ des Brulleschneiders Amekätterle entgegen und schreit zum Gotterbarmen: „Um d'r tausend Gott'swille, Bellingner, komm m'r doch au z' Hilf! In dr' »Schwanen« breche se 's Haus ab und haue enander z' tot — und mei Hansjockele leit z' unterst drumme! O jesses, o jesses, was fang' i an an?“

„P'erscht halt'scht emol 's Maul vor alle Dinge!“ sagt der Bellingner, nimmt die Pfeife aus dem Mund, klopft sie sorglich aus und steckt sie gemächlich in die Tasche; dann zieht er den Kittel aus, legt ihn säuberlich auf das steinerne Brückengeländer, streift die Hemdärmel auf, reckt die Arme und ballt die Fäuste.

„Sodele, jetzt kann's losgehe!“ sagt er befriedigt und tritt in die Wirtsstube.

Drinne ist die schönste Ratzbalgerei im Gang; ein Lärm und ein Geschrei ist, man hört das eigene Wort nicht mehr; kaum daß der Bellingner zur Türe hinein kann, so reißen sie sich drinnen über Tische und Bänke und an der Mauer herum. Aber der Bellingner bringt alles fertig: er macht bloß ein paarmal die Arme kräftig auf und zu — dann hat er Platz und stellt sich breitpurig vor die offene Stubentüre. Gellend

überschreit er das Getöse: „Aufpaßt jek, ihr Buebe, d'r Bellingner isch do!“ und schon fassen die sich schließenden Arme den nächsten besten und — haßt du nicht gesehen! — fliegt der im weiten Bogen zur Türe hinaus, über die Treppe hinweg und landet glücklich, wenn auch etwas unsanft, auf der wohlaufergetürmten Dunglege. Dem das hat der Bellingner sein heraus, und zielen kann er — nicht umsonst hat er bei der „Atollerie“ gedient —, selten, daß er das Ziel verfehlt und einen daneben wirft. Und schon folgt der nächste, ihm nach der dritte; der vierte aber schreit: „Laß mi aus, Bellingner, du bist verkomme — i bin's jo, d'r Dessedubel!“

„Dofür kann i nix — oineweg mueischt 'naus!“ gibt der Bellingner zurück und greift nach dem fünften.

Jetzt merken die Streitenden in der Stube den neuen Feind und plötzlich sind sie unter sich merkwürdig einig; Haarhöpfe, Nasen, Kockflügel und Ohrläppchen werden losgelassen, und alle stürmen sie wie ein Mann gegen den Bellingner an. Der steht wie eine Mauer, feuert bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß einen in die Ecke und bekommt dazwischenhinein immer wieder einen zu fassen, der die Lustreise über die Treppe antritt. Endlich aber gelingt es seinen Widersachern doch, ihn von der Türe hinweg nach der Ecke zu drängen, wo der breit ausladende Kachelofen steht.

„Nicht m'r au so recht!“ sagt der Bellingner, spreizt die Beine, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Ofen und stößt mit den Armen um sich wie ein Wilder. Blutige Nasen, blaue Augen, ausgerentete Schulterblätter sind das Werk seiner hämmernenden Fäuste. Auf einmal tut es einen dumpfen Krach — der Ofen hinter dem Bellingner gibt nach, kommt ins Wanken und stürzt —, mit ihm der Bellingner, und auf ihn die Vordersten der anstürmenden Rotte, und immer weiter pflanzt sich das Gewirr in die Stube hinein: Arme, Beine, Köpfe wuseln durcheinander, und mancher Stiefelabsatz setzt sich unsanft irgendwo hin, wo sonst nicht sein Platz ist. Der Lärm hat seinen Höhepunkt erreicht; Schreien, Schelten, Stöhnen und Zammern dröhnt durcheinander, und die obenauf Liegenden tun sich darin besonders hervor. Hinter der Schenke rauft sich der Schwanenwirt das Haar und rechnet in der Geschwindigkeit seine zer Schlagenen Bierkrüge und abgeschlagenen Stuhlbeine doppelt zusammen, und vor den Fenstern kreischen und barmen die zuschauenden Weibslente.

Da hebt sich der lebende Berg in der Ofenecke —, es sieht schier aus, als sei ein mächtiger Maulwurf am Werk; ein Schütteln, ein Stampfen — ein Kopf taucht auf, ein paar Fäuste wie Schmiedehämmer folgen . . . und heraus steigt der Bellingner, schüttele ein paar Burichen von



Seraus steigt der Bellinger und schüttelt ein paar Burschen von sich.

sich, wie der Pudel nach dem Bad die Wassertröpfchen, wischt sich die blutende Nase am zerrissenen Hemdärmel und ist mit einem Satz über alle hinweg wieder bei der offenen Türe. Er sieht, von Blut und Ofenruß gefärbt, aus wie ein leibhaftiger Teufel; ein paarmal schöpft er tief Atem, dann klappt er wie zu Beginn die Arme auf und zu und brüllt in die Stube hinein: „Wer isch jetz an d'r Noth? Nu her, ihr Tröppf, wenn ihr Kurasche hent. Umesoscht kömmer ihr 's Fliege lerne, mitsambt em Ofe. Abet glei, sag' i! Wenn ihr wartet, bis i in d' Hitz komm, no verdruck i en in de Händ wie faule Zwetschge!“

Derartige rohe Gewalttätigkeiten gingen aber doch übers Bohnenlied, meint ihr? —

Ja freilich, da habt ihr eigentlich schon recht: in einem Lehrbuch der feinen Lebensart wird solchen Umgangsformen nicht das Wort geredet; aber ihr müßt auch bedenken, der Bellinger kann nichts für seine zwei kräftigen Fäuste — und schließlich braucht er sie auch so als Schmied. Zugegeben, ein Halbwildler ist er schon, der Bellinger, aber — beileib kein Raubhau! —

Und dann der Marder, wollt ihr wissen!

Mit dem Marder ist das auch so eine zweifelhafte Geschichte, ich will sie euch gleich erzählen, dann werdet ihr mir selber recht geben.

Der ist eigentlich das ausgerechnete Gegenpiel vom Bellinger, was sein Aussehen anbelangt: dafür ist er auch ein Schneider — und damit ist alles gesagt. Heißt das: ein Traufgänger ist er genau so wie der Bellinger, nur daß er sich nicht mit den Fäusten wehrt, sondern mit dem Mundwerk. Und das gibt aus, sage ich

euch, fast besser als des Bellingers Fäuste. Als wandernder Schneidergeselle ist er weit herumgekommen, bis hinauf zu den echten Preußen, und hat von dort nicht nur ein in Schnitt und Art feineres Gewand als das Zwieblinger ortsübliche, sondern vor allen Dingen ein sehr gebildetes Wesen mitgebracht. Insbesondere nimmt er es mit der lieben Muttersprache sehr genau und besleißigt sich eines nach seiner Meinung tadellosen Hochdeutchs, ein für einen waschechten Schwaben — wie männiglich weiß — schier übermenschliches Untersangen. Natürlich hat er bei seiner Heimkehr um seiner Bildung willen viel leiden müssen, und für Spott brauchte er auch nicht zu sorgen, aber er hat nur mitleidig und verächtlich die Achseln gezuckt über seine geistig zurückgebliebenen Dorfgewossen; wenn ihn aber einer wegen seiner feinen Sprache zu nachdrücklich hänselte, wurde er grob und jagte: „Ein Dchs tut auch nur, was er kann und versteht; ich für mein Teil — ich hab' mir das Hochdeutsche so angewöhnt, daß ich's gar nimmi lau (lassen) ka!“

Der Marder also — — ja so, warum er der Marder heißt? — Gerade wegen dem Hochdeutschen. Hört nur weiter.

Was ein Marder ist, wißt ihr alle; auf schwäbisch aber heißt dieser Hühnerdieb „Maader“ — ohne „r“: sei's aus Maulfaulheit, sei's aus Sparsamkeit; denn gerade in Kleinigkeiten zeigt sich so recht der richtige Sparsum. Damals nun, als der Marder — der Schneider nämlich! — aus Preußisch-Deutschland heimkommt, ist es gerade Winter, und ein recht strenger dazu. Beim Wild in den Wäldern ist Schmalhaus

Küchenmeister; der treibt allerhand Raubzeug bis in die Dörfer hinein, unter anderem auch einen Marder. Der besucht einen Hühnerstall nach dem andern, und in jedem richtet er ein mörderisches Blutbad unter den unschuldigen Hennen an. Die Entrüstung der Zwieblinger — vorab der Weiber! — ist unbeschreiblich. Man stellt Fallen, lauert ihm auf, die ganze Jägdlergarde mit allen verfügbaren Hunden ist auf den Weinen, aber der Marder ist schlau und läßt sich nicht erwischen. Am eifrigsten betreibt der Schneider die Jagd, obgleich er gar keinen Hühnerstall, viel weniger noch Henne oder Hahn sein eigen nennt. „Der Marder muß her!“ ist seine ständige Redensart, aber er hat sie noch kein halbdutzendmal angewendet, da hat sie auch schon den Schneider verschluckt: ganz Zwieblingen horcht auf das ungewohnte Wort, ganz Zwieblingen lacht — und ein neuer Spitzname ist fertig; der hängt dem Schneider für lebenslang an — der Marder!

Also: „Der Marder muß her!“ sagt der Marder, und richtig: eines schönen Tages gelingt es ihm, das Lintier bei der Arbeit zu überraschen und in den Hühnerstall, in den es eingebrochen ist, einzusperrern. Ganz Zwieblingen ist auf den Weinen, die Jägdler mit ihren Kugelbüchsen eilen herbei, es ist ein Gewusel und Gewimmel, ein Durcheinanderschreien, Lachen und Schelten: kurzum, es geht zu wie im Türkenkrieg, nur noch ein wenig närrischer. Jeder weiß etwas anderes, und jeder weiß besser als der andere, wie man es machen muß, um den „Maader“ diesmal auch sicher zu bekommen. Ich glaube, der Marder im Hühnerstall hätte Neue und Leid erweckt, wenn er gewußt hätte, der ganze Aufbruch gelte ihm. Vorerst verhält er sich muckmütschenstill, auch die Hühner kreischen und gackern nicht mehr, aus dem einfachen Grund, weil sie nimmer können: denn wer den Kopf ab oder die Gurgel durchbissen hat, wird ganz von selber still.

Die Zwieblinger vor dem Hühnerstall horchen: nichts rührt sich drinnen.

„Der Maader ischt gar nimme dinne,“ sagt endlich der Häselesgucker, der die Nase immer vorn dran hat, „gar nimme dinne ist er, der Maader, sag' i!“

„Wo fott er drno sei, wenn er nimme dinne ischt!“ ruft der Kagenmauser, „er müesst jo grad zue sellem Achkloch naus sei, sonscht ischt jo alles zue; und drumm ischt er dinne, sag' i.“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder dazwischen; die Mädle und die Weiber fangen an zu lachen.

„Still mit dem Bfuttere (Nichern), ihr Weibselnt, oder i laß de Platz räume; ihr machet jo des Tierle do dinne ganz wild und verschacht (schen),“ trumpft der Polizeifrieder auf, was aber nur bewirkt, daß das Lachen sich verstärkt.

„Zhr Manne, so goht die Sach' it!“ sagt der Nasepeter. „Wir müesse voran mache, sonscht würd's Nacht, und drno ischt's rum mit em Schieße. Also, wer goht nei in den Stall und fanget de Maader oder treibt e raus?“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder, macht aber keine Anstalt, seinem Namensvetter auf den Leib zu rücken.

„Beg vor em Türle, i gang nei!“ sagt behäbig der Bellingner. „Aufpaßt ihr Jäger, und glei' g'schoffe, wenn er kommt.“

Sacht schiebt er den Kegel zurück: die Weiber und Mädle kreischen, aber alle drängen näher herzu und strecken die Köpfe vor, denn das Marderfangen will jeder sehen.

Da macht der Bellingner ein Spältchen an der Türe auf und blinzelt von oben her in den Stall hinein. Aber darauf scheint der Marder — der wirkliche nämlich — nur gewartet zu haben: indes der Bellingner oben schaut, drückt er sich unten sacht zum Spältchen heraus und eins — zwei — drei — faust er wie die Kugel aus dem Rohr durch das Gewimmel hindurch und strebt ins Freie, dem Wald zu. Die Mädle und die Weiber schreien wie am Spieß und raffen ihre Röcke zusammen, die Jägdler aber reißen die Flinte an die Backe, und nun geht ein Seknalle und Geschieße los, daß der Vergleich mit dem Türkenkrieg schon gar nimmer ausreicht. Ein wahres Wunder ist's, daß es kein Unglück gibt; aber schließlich wird doch einer getroffen, und zwar ausgerechnet wahr und wahrhaftig der „Maader“, gerade als der an einer Holzbeige vorbei in des Gaiggelhanfels Krautgarten schlüpfen will. Mitten im Springen macht er auf einmal einen Satz, überschlägt sich, kommt noch einmal auf die Beine, torfelt ein wenig und schleicht hinter die Holzbeige, wo er hinfällt, liegen bleibt, sich streckt — und . . . aus ist's mit ihm!

Das Hallo hätten ihr hören sollen! Was Füße hat, rennt wie besessen dem Krautacker zu, allen voran der Marder; er ist auch der erste, der bei dem gerichteten Hühnerdieb ankommt.

„Hab' ich's nicht gesagt, der Marder muß her!“ schreit er, und hebt den toten Uebelthäter bald am Kopf, bald am Schwanz hoch, dreht und wendet ihn nach allen Seiten, so daß jeder ihn nach Herzenslust sehen und seine Freunde an ihm haben kann.

Auf einmal, wie er ihn gerade wieder am Kopf hat, macht der Marder — der Schneider nämlich! — einen Luftsprung, stößt einen wilden Schrei aus und will den Marder — den „Maader“ nämlich — von sich schleudern, kann es aber nicht. Der ist gar nicht tot gewesen, sondern nur ein wenig betäubt. Wie er nun wieder zu sich gekommen ist, hat er die Gelegenheit benutzt und sich mit seinen scharfen Zähnen in seines Namensbruders Daumenballen verbissen: da hängt er nun

und läßt nicht mehr los, der Schneider mag schütteln so viel er will — den Kopf natürlich hat er längst schon fahren lassen. Die Zwieb- linge brüllen vor Lachen über die Weitzstänze des Schneiders, und keinem fällt es ein, ihn von seinem lebendigen Anhängsel zu befreien.

Der „Maader“ beißt immer tiefer, das Blut tropft immer rascher in den zertrampelten Schnee, der Marder tanzt und singt immer erbärmlicher — und ganz Zwieblingen hat seine „Kumeede“ umsonst.

Da wird es dem Marder zu dumm!

wickelt es um die Hand und wehrt die mitleidigen und tröstenden Anrufe der Mäde und Weiber wegwerfend und schon wieder im besten Hochdeutsch ab: „Hat gar nix zu sagen; die paar Krakerle, die fliecht ich noch vor Feierabend zusammen. Aber hab' ich's nit gesagt: der Marder muß her?“

Das sei doch eine Grausamkeit, . . . meint ihr, ein armes Tier auf so rohe Art vom Leben zum Tode zu bringen, und die Härte gegen sich selber sei auch nichts viel besseres.

Ja, da weiß ich nun doch nicht recht: habt nur einmal selbst so ein beißendes Anhängsel



Der Schneider macht einen Aufsprung und will den Marder von sich schütteln.

„O Heidekluckuck überenand no emol!“ schreit er und vergißt sein ganzes wunderschönes Hochdeutsch. „Du Hundsviech, du miserabeligs, hin muescht sei, Maader, du elendiger — hin! — hin! — hin!“

Und mit jedem „hin“ hebt er die blutige Hand mit dem festgebissenen Marder daran und schlägt diesen mit aller Wucht nieder auf die Holzbeige, so lang und so oft, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gibt und nun wirklich tot ist. Aber selbst im Tode gibt er seinen Wider- sacher noch nicht frei: mit aller Gewalt muß man ihm das Maul aufbrechen und die Zähne aus des Marders Daumenballen herausreißen. Der ist übel zugerichtet: die Hautfetzen hängen nur so herunter. Und nun zeigt es sich, daß der Marder innerlich doch wohl dem Bellinger gleicht: gleichmütig zieht er die verletzete Hand ein paarmal über den Schnee hin, fischt darauf sein rotgeblümtes Taschentuch aus der Tasche,

am Daumen hängen, dann spricht ihr vielleicht ganz anders, und wenn ihr nachher euer Daumen beseht, erst recht! Freilich — ein zimpferliches, wehleidiges Frauenzimmer ist er niemals gewesen, der Marder; der ist vielmehr für einen Schneider ein echter, rechter Mordsterk, aber — beileib kein Raubanz!

Was ich dann zum Hernach sage, fragt ihr?

Der Hernach? — ei, das ist so ein halber Gespann zum Marder; der ist auch weit in der Welt herumgekommen — bis nach Wien hinunter, aber Schliß hat er nicht viel angenommen. Freilich, bei einem Schuster ist das auch nicht so wichtig wie bei einem Schneider. Ebenso wenig hat er seiner gut schwäbischen Zunge Gewalt angetan; nur eines gemahnt an seine öster- reichische Wanderschaft: er beginnt entweder jeden Satz mit „hernach“ oder bringt doch mindestens einmal in jedem Satz dieses Wort an und behauptet, so sei die feine Mode in

Wien: Hernach brauchte er sich nicht mehr um einen Spitznamen zu sorgen.

In Wien hat es ihm ausnehmend gut gefallen, und beinahe wäre er dort hängen geblieben, denn seines Meisters Tochter hatte es scharf auf ihn abgesehen gehabt. Er aber hat sein Zwieblinger Kätterle und ihre guten Knöpfe mit Kraut nicht vergessen können und hat sich mit keiner noch so süßen Wiener Mehlspeise einfangen lassen. Als er mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand von der Meisterstochter Abschied genommen hat, magt die an bitterlich zu weinen und schenkt ihm zum ewigen Angedenken einen Klopffstein, wie ihn die Schuster brauchen — und der Klopffstein der Wiener Meisterstochter war ein ganz besonderer: nicht zu groß, nicht zu klein, nicht zu flach, nicht zu rund, kurzum halt gerade so, wie ein richtiger Schusterklopffstein sein muß. Den hat er sorgfältig in sein Felleisen gepackt. Ein wenig schwer ist er schon gewesen, der Klopffstein, und oft ist es in dem Felleisen arg eng hergegangen, und gedrückt hat er ihn auch; aber treu und unentwegt hat er den Klopffstein mitgetragen auf der ganzen langen Wanderschaft von Wien bis nach Zwieblingen am Fuß der Rauhen Alb — bedeutete er doch für den Hernach das letzte Stücklein Wien, das die Erinnerung an Vergangenes wachhielt. Denn schließlich sind — natürlich nach schwäbischen Knöpfle mit Kraut — die Wiener Mehlspeisen doch was



„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt.

feines, das merkt man erst so recht, wenn man sie nimmer hat — und gar so übel war eigentlich die Wiener Meisterstochter auch nicht gewesen.

So kommt er bis in das letzte Dörflein vor Zwieblingen; schon kann er die heimatlichen Schornsteine rauchen sehen, und wenn er tüchtig schnuppert, trägt ihm der Wind gar ein Ruchlein vom Sauerkraut zu, das sie dort kochen — wer weiß: am Ende gar aus seines Kätterles Kochhafen. Da versinken mit einem Schlag alle Mehlspeisen Wiens — das Wasser läuft ihm im

Munde zusammen und ihn kommt ein scharfer Durst an, gerade so, als habe er sein kräftig duftendes Leibgericht schon verzehrt. Und weil er gerade vor dem Weitichläger Ziehbrunnen steht, holt er mit dem mächtigen Eimer Wasser aus der Tiefe. Dann kramt er aus dem Felleisen seinen ledernen Würfelbecher heraus, den er gleichzeitig als Trinkgeschirr zu benutzen gewohnt ist, und dabei gerät ihm der Wiener Klopffstein zwischen die Finger. Bedächtig dreht er ihn hin und her, beschaut ihn von allen Seiten, wiegt ihn auf der Hand, lacht — und wirft ihn hinab in die Tiefe des Brunnens, und mit ihm alles, was ihm von Wien noch anhaftet.

„So Klopffstein geit's hernach grad no g'nueg.“ sagt er, tut einen tiefen Trunk und wandert seelenvergnügt heimwärts.

Und richtig hat er dann auch bald darauf sein Kätterle geheiratet. Nun denkt ihr wohl, das müsse eine Musterehe gegeben haben, wenn zwei, die sich so lang und so gut die Treue hielten, endlich zusammenkommen. Schade, daß ihr nicht recht habt! Der Hernach ist ein echter Zwieblinger geblieben, trotz Wanderschaft und Wien, und das erste und oberste Ehegesetz in Zwieblingen heißt: „s Weib mueß ma g'wöhne beim erschte Loib Brot!“ und das andere steht diesem nicht nach: „Eine reachte Weib g'hairt Schläg!“ Nach diesen Gesetzen hat der Hernach gehandelt vom ersten Tag seiner Ehe an bis zu deren letztem, — das dauerte genau vierzig Jahre. Sein Kätterle muß ein ausbündig rechtes Weib gewesen sein, denn sie hat unglaublich viel Schläge bekommen, aber gewöhnt hat sie sich zeitlebens nicht daran. Sie hat machen können, was sie nur hat wollen: dem Hernach ist es nie recht gewesen; bald sind ihm die Knöpfe zu dünn oder zu lang oder zu weich gewesen oder genau umgekehrt, vom Kraut gar nicht zu reden. Das hat nach des Hernachs Aussage überhaupt kein Mensch auf der ganzen Rauhen Alb so zu kochen verstanden wie seine Mutter: mit dem ausnehmend feinen G'schmäcke, nicht zu leis, nicht zu räh, und aufs Löffel genau in der Weiche. Hundertmal und öfter hat das Kätterle, wenn der Schuhmacher auf ihr herumgeklopft hat, als wäre sie der Wiener Klopffstein, die Hände zum Himmel aufgehoben und geschrien: „I halt's in Gott's Name nimme aus — i gang!“

„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt und sie fest angeschaut. Das Kätterle ist aber nie gegangen, denn in der kurzen, schlagfreien Zwischenzeit sind die zwei kinderlosen Leuten merkwürdigerweise ganz gut miteinander ausgekommen. Aber schließlich hat ihre Ehe doch ein Ende mit Schrecken genommen; ganz Zwieblingen ist darüber aus Rand und Band geraten, denn seit Menschengedenken hat es so etwas noch nie im Dorf gegeben: der Hernach will sich von seinem Kätterle scheiden lassen!

Nein, nein: ihr habt schon recht gehört: der Hernach will sich scheiden lassen, nicht das Rätterle! Das hätte die Schläge schon noch vollends ausgehalten bis an sein seliges Ende, aber dem Hernach ist das Schlagen leid geworden; nicht etwa, weil ihn das Rätterle endlich erbarmt hat, sondern einfach — weil er nicht mehr so recht hat können.

Er lauft aufs Gericht und gibt keine Ruhe und will einfach aus der Ehe heraus: ohne Schläge macht sie ihm keinen Spaß mehr. Der Pfarrer läßt ihn zu sich kommen und redet ihm ins Gewissen: er soll doch das nicht tun und dem Dorf so ein schlechtes Beispiel geben; sein Rätterle sei doch ein rechtes Weib und er ein rechter Mann, und man laufe nicht einfach auseinander, nachdem man Freund und Leid, Glück und Sorge und was das Leben mit sich bringe, vierzig Jahre lang miteinander getragen habe.

Weiter läßt der Hernach den Pfarrer nicht kommen.

„Hernach grad' wege dem!“ schreit er, „vierz'g Johr — ischt des hernach it g'neug?“

Und dabei bleibt er und wird auch richtig geschieden, denn damals ist die unüberwindliche Abneigung noch ein Scheidungsgrund gewesen.

Da sei ja der Marder der reinste Gemütsmensch gegen den Hernach, meint ihr!

Ja, alles was wahr ist: da muß ich euch nun recht geben: sehr gefühlvoll und weichherzig ist er wirklich nicht, der Hernach, aber auch schon gar nicht! Genau besehen kann man wohl sagen: reichlich grobschlächtig ist er, und hahnebüchen auch, aber — beileib kein Raubbauk!

Dann aber der Huldiger?

Jetzt mit dem ist es schon schwieriger, bei dem geht es gegen Fürst und Vaterland.

Damals, als der alte Fürst gestorben und Jobst Peter Michael seinem Vater nachgefolgt und zur Regierung gekommen ist, hat das ganze Ländle dem Fürsten huldigen müssen. Alle haben es auch getan, warum denn nicht: einen Fürsten muß man haben, und der Fürst muß seinen Spaß haben — also huldigt man ihm halt. So dachten alle, oder doch die meisten, nur nicht die Zwieblinger, die von jeher die schlimmsten gewesen, wie schon ein uralter Bescheid des kaiserlichen Kammergerichts in Weßlar festgestellt hat. Also die Zwieblinger haben nicht gehuldigt, wenigstens nicht gleich, und daran, daß sie es nicht getan haben, ist eben der Huldiger schuld. Zwar damals hat er noch der Zipperer geheißten, nach seinem Namenspatron, dem hl. Cyprianus. Ein rechter Hitzfolderer ist er, der Zipperer, das will ich nicht abstreiten, und gleich obenans wie ein Feuerteufel. Vändigen tut ihn so leicht keiner, und wenn er sich einmal vorgenommen hat, das oder das tue er nicht — dann tut er es auch nicht, um keine Liebe der Welt. Und huldigen hat er nun einmal nicht wollen. Warum

wohl? — So recht einen Grund hat er gar nicht gehabt, außer dem einen vielleicht: Jobst Peter Michael hat von Geburt aus ein wenig ein hart Köpfe mitbekommen und demzufolge ist ihm das Lernen recht sauer eingegangen. Da hat ihn der alte Fürst, nachdem von einem ganzen Heer Erzieher keiner was rechtes in den prinzlichen Schädel hineintrichtern konnte, zu seinem eigenen alten Lehrer, dem Pfarrherrn in Berghalden, in die Lehre geschickt. Der hat denn auch sein Menschenmögliches getan und hat im Laufe der Jahre den Jobst Peter Michael glücklich soweit gebracht, daß er als Landesvater die Huldigung hat entgegennehmen können. Damals aber, als er nach Berghalden gekommen ist, hat er zu allem hin noch eine recht schwache Gesundheit gehabt, und der fürstliche Vater hat die Landluft für recht heilsam gehalten und hat nebenbei gewünscht, daß man dem Prinzen einen Bauernbuben, der einen hellen Kopf und ein dickes Fell habe, als Spielbuben anstelle. Der Pfarrherr hat den Zipperer auserlesen. Zwieblinger ist nämlich in dem ganz nahegelegenen Berghalden eingepfarrt, und der Zipperer hat mit viel Geschick und gutem Willen dem Pfarrerr täglich beim Messeleser den Ministranten gemacht, hauptsächlich des übriggebliebenen Messeweins wegen. Mag sein, daß der junge Jobst Peter Michael kraft seines hohen Standes nicht allzu glimpflich mit seinem geplagten Spielbuben umgegangen ist, kurzum: der Zipperer hat, wie er sich später ausdrückte, alles was fürstlich war, „nimme schmecke könne“. Und auf einmal hat er dem Jobst Peter Michael huldigen sollen!

„Wär' it übel!“ sagte er; „mir Zwieblinger könnt's guet ohne Fürste mache — g'huldigt wurd it!“

Und so lang hat er geheßt, geschürt, gewehrt, gefoppt und gelästert, bis er das ganze Dorf durcheinander gebracht hat und die besonnensten Köpfe hitzig und rebellisch geworden sind: die Zwieblinger haben nicht gehuldigt!

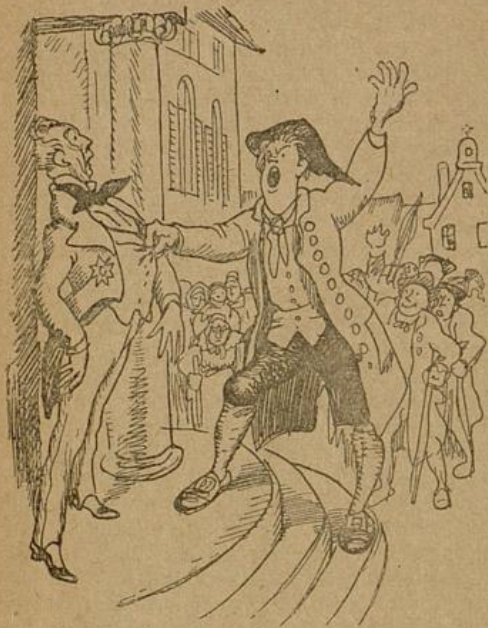
Heißt das: schließlich haben sie es doch tun müssen, denn der Jobst Peter Michael ist der stärkere gewesen. Zuvor aber haben sie in den Schloßhof ziehen und dort de- und wehmütig dem gnädigen Landesvater Abbitte leisten müssen, und saftige Strafen haben sie auferlegt bekommen, vorab der Hädelsführer Zipperer.

Daraufhin ist der recht still geworden, nun aber haben die andern Zwieblinger gelärmt. Ueber den Zipperer hergefallen sind sie und haben geschrien, er allein sei an allem Glend schuld.

„Huldiger!“ haben sie geschrien, „Huldiger, elender! 's Hirndach sott me dr 'neischlage, du Sempel, daß dei Dummheit 'naus ka!“

Windelweich haben sie ihn geschlagen, und der Zipperer ist schließlich noch froh gewesen, daß er mit ein paar blauen Flecken und einem Uebernamen davongekommen ist.

Das sei gar nicht zum Lachen, tadelt ihr mich!  
 Wie man will: der Huldiger hat die Schläge  
 redlich verdient, und wenn einem recht geschieht,  
 darf man doch lachen!  
 Und wie es damals anno achtundvierzig ge-  
 wesen ist, wollt ihr wissen?  
 Ganz einfach so: da haben die Zwieblinger



Der Huldiger faßt ihn vorn am Westenausschnitt und schüttelt ihn derb.

natürlich auch mitgemacht und nach Herzenslust  
 revoluzt, wie sie das nannten. Das war so recht  
 ein Ding nach ihrem Sinn, und wieder hat der  
 Huldiger den Hezer und Anführer gemacht: hat  
 er doch mit dem Fürsten Jobst Peter Michael  
 noch ein Hühnlein zu rupfen gehabt.

„Sodele, jetzt werde d' Loib hoimgebe!“ sagt  
 er, als er an der Spitze seiner getreuen Zwieblinger  
 nach dem nahen Residenzstädtlein vor das  
 Schloß zieht. Dort schreit er so laut er kann  
 nach dem Fürsten und verlangt, daß er heraus-  
 komme und Rede und Antwort stehe. Jobst  
 Peter Michael nimmt mit seinem immer noch  
 harten Kopf die Sache gar nicht ernst, sondern  
 sieht sie für einen halben Fastnachtspasß an.  
 Kaum ist er aber auf die Freitreppe heraus-  
 getreten, da springt ihm auch schon sein ehe-  
 maliger Spielbube, der Huldiger, entgegen, faßt  
 ihn vorn am Westenausschnitt, schüttelt ihn derb  
 hin und her und schreit dazu: „Freiheit! Gleich-  
 heit! Brüderlichkeit! — Gelt, Michela, jetzt  
 lauft's Wägele anderscht!“ —

Und wie die Sache ausgegangen ist, wundert  
 euch!

Genau wie das Hornberger Schießen: die

Revolution im Ländle ist schnell genug im Sande  
 verlaufen, weil es am Pulver — das heißt: am  
 rechten Geist und an der richtigen Führung ge-  
 fehlt hat. Die Rädelzführer und Hauptschreier,  
 soweit sie sich nicht über die Schweizer Grenze  
 in Sicherheit gebracht haben, sind eingesperrt  
 worden — darunter auch der Huldiger — auf  
 Lebenslang oder noch länger, was weiß ich!  
 Aber bald schon hat ein hochfürstlicher Erlass  
 die Uebeltäter begnadigt, und alles im Ländle  
 ist wieder gewesen wie zuvor.

Das sei schade, meint ihr; der Huldiger hätte  
 für sein unverschämtes, grobsädisches Benehmen  
 gegen seinen angestammten Fürsten schon einen  
 schärferen Denzettel verdient.

Mag sein; ich will den Huldiger gewiß nicht  
 in Schutz nehmen; schön ist es gewiß nicht von  
 ihm gewesen und eine bodenlose Frechheit dazu.  
 Aber wer weiß, was ihr getan hättet, wenn ihr  
 jahrelang des Jobst Peter Michaels Spielbuben  
 hättet machen müssen! Und ich will auch gar nicht  
 leugnen: ein hitziger Obenaus ist der Huldiger  
 und ein grober Klotz ohnegleichen, aber — bei-  
 leib kein Raubhanz! —

Und was dann der Schwanenwirt sei, soll ich  
 sagen!

Das ist schnell geschehen: das ist einer, der  
 sagt, was er denkt, und der es gerade so sagt,  
 wie er es denkt, ohne sich lange mit überflüssi-  
 gen und schöntuerischen Redensarten aufzuhalten;  
 bei dem ist alles bodenständig und naturwüchsig.

Wie dann das gewesen sei mit dem Schwanen-  
 wirt und dem Einjährigen? Jetzt habe ich euch;  
 gerade das Geschichtchen beweist, was ich vorhin  
 sagte: urwüchsig ist der Schwanenwirt!

Damals sind Manöver im Ländle gewesen,  
 ganz Zwieblingen hat von Soldaten gewimmelt,  
 in jedem Haus sind ein paar gelegen, und im  
 „Schwanen“, dem besten und — einzigen Wirts-  
 haus im Dorf, natürlich auch die Feinen und  
 ganz Feinen: Unteroffiziere, Feldwebel und eben  
 der Einjährige. Selbstverständlich hat das ganze  
 Dorf seine Freude an dem „Soldätlespiel“ ge-  
 habt, und jeder hat seiner Einquartierung alle  
 erdenkliche Ehre erwiesen, nicht zuletzt der  
 Schwanenwirt der feinen. Was nur gut gewesen  
 ist, hat die Schwanenwirtin kochen müssen, und  
 am Fett ist gar nicht gespart worden, das ist  
 auf den Suppen und Nühkreiern nur so herum-  
 geschwommen. Und ein Bierfäßle um das andere  
 hat er aus der Brauerei zu St. Ulrich im Städtle  
 holen lassen, und es hat ihm gar nicht eingehen  
 wollen, daß es den Herren nicht so gut geschmeckt  
 hat wie ihm; es ist doch so ein heißer Sommer  
 gewesen und länger als zwei, drei Tage ist auch  
 das grüßte Fäßle nicht gelaufen. Der Einjäh-  
 rige hat die beste Stube bekommen und ein Bett  
 darin mit Kissen, Psulben und Zudecken, hoch  
 wie ein Berg, alles noch selbstgesponnen über-  
 zogen und alles noch von des Schwanenwirts



Alme her. Und das muß man sagen: aus einer guten Familie muß der Einjährige gewesen sein, der hat gewußt, was sich schickt, und was für ein Wert in so alten Erbstückchen steckt. Fein geschont hat er sie, nur einen Pulben hat er benützt und eine einzige Zudecke; alles andere hat er glatt und säuberlich im Ofenwinkel aufgebiegt, bis halb an die Decke hinauf.

Aber ihr wollt ja vom Schwanenwirt hören! Also am ersten Morgen verlangt der Einjährige noch vor dem Kaffee ein Wäschwasser; das begreift der Schwanenwirt, denn es ist ein Sonntag, und er selbst trägt ihm seine eigene blecherne Wäschschüssel auf die Stube. Aber am andern Morgen will der Einjährige wieder ein Wäschwasser. Der Schwanenwirt bruttelt ein wenig in sich hinein und schickt den Frieder, seinen Jüngsten, mit dem Verlangten hinauf. Am dritten Tage ist's dieselbe Geschichte, und der Schwanenwirt kommt eine halbe Stunde aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus. Am vierten Morgen aber wartet er gar nicht weiter ab; sobald es tagt, geht er vor 's Haus und wirft ein Steinchen um das andere an das Fenster von des Einjährigen Stube. Für den ist heute Kasttag, und da hat er einmal gründlich ausschlafen wollen. Wie aber das Steinewerfen gar nicht aufhört, denkt er, der Tagesbefehl ist umgeändert; scheltend springt er aus dem Bett, reißt das Fenster auf und brüllt hinunter: „Was in drei Teufels Namen ist denn los, mitten in der Nacht?“

„Nu it so hitzig!“ gibt der Schwanenwirt gemüthlich zurück; „I han nu froge wölle, Einjähriger, went Ihr heut an wieder a Wäschwasser?“

Nun lacht ihr und sagt etwas von sauberer Wirtschaft.

Ei, das nimmt man auf dem Lande nicht so genau, und am Sonntag, wenn man gehörig Zeit hat, ist man gerade so säuberlich wie anderswo unter der Woche, wo es beim Bauern ein wenig hurtig gehen muß, wenn die Arbeit drängt.

Und weil ihr gerade beim Lachen seid, wißt ihr, was der Schwanenwirt zum Lehrer Balger gesagt hat, als der einmal bei ihm für zwei Kreuzer Schweizerkäse bestellt hat? Zwei Kreuzer — das ist in jener gesegneten guten alten Zeit zwar auch noch kein groß Stück gewesen, für den Lehrer aber bedeutete es den dritten Teil seines für diesen Tag verfügbaren Vermögens.

Mit dem Lehrer Balger ist das nämlich so gewesen: in der Schule war er Herr und Meister, und was für einer! Da hat sich der ärgste Galgenstrick nicht zu nuckeln getraut, wenn er mit den Augen gerollt, mit dem Tazentock über das Pult geschlagen und mit fürchterlicher Stimme in die Schulstube hineingebrüllt hat: „Krrrube im Land oder 's spuckt!“

Doch daheim! O du lieb's Herrgöttle von Biberach, ist da der Löwe zahm gewesen! — Da

hat seine Zibill (Sibylle) den Stock geschwungen und das Wort geführt, und der Lehrer Balger hat nicht gemuckt.

Jeden Sonntag aber wird die Zibill gnädig und gibt dem Lehrer sechs Kreuzer, damit er ins Wirtshaus kann, denn lumpen läßt sie sich nicht, die Zibill. Sechs Kreuzer, das reicht gerade zu zwei Schoppen Bier, dabei kann der Lehrer Balger den ganzen geschlagenen Nachmittag verweilen. Einmal aber kommt ihn ein schwelgerisches Gelüsten an: zunächst läßt er sich von der Kellnerin einen Schoppen Bier und für einen Kreuzer Brot bringen, dann bestellt er sich, wie schon gesagt, für die ihm bleibenden zwei Kreuzer Schweizerkäse. Der Schwanenwirt niht den Lehrer mit einem langen Blick, geht in die Küche und kommt alsbald mit einem ordentlichen Stück Schweizerkäse zurück. Das hält er dem Lehrer dicht unter die Nase, und der schaut tief über die Brille weg und sagt: „Der ist recht, Schwanenwirt, von dem schneidet mir nur für zwei Kreuzer ab.“

„Ja, Herr Lehrer,“ sagt der Schwanenwirt und lacht auf den Stockzähnen, „für zwe Kreuzer derf me nu dran schmecken (riechen)!“

Boshast sei das und hinterlistig? —

Was euch nicht einfällt! Hinterlistig ist er gar nicht, der Schwanenwirt, und boshast erst recht nicht, nur gradaus und ehrlich. Oder was ist das anders, was er zu dem neuen Regierungsrat gesagt hat, damals, als wir Muffpreußen haben werden dürfen und preussische Verwaltungsbeamte bekommen haben?

Sagt der Regierungsrat, als er bei einer Landsfahrt im Zwieblinger „Schwanen“ einkehren muß, weil der Kutscherpeter behauptet, die Pferde müssen gefüttert werden, weil er so Durst nach einem Schöpple hat. „Bitte, Herr Fastieber, bringen Sie mir ein Viertelchen Bier,“ sagt er.

„Wartescht, bis de en Schoppe zwingst!“ antwortet der Schwanenwirt, und das recht laut. Aber der Preuße hat kein Schwäbisch verstanden, und ich kann euch nicht einmal sagen, wie die Sache ausgegangen ist.

Jedoch von einer andern weiß ich den Ausgang genau, und diese Geschichte ist zugleich ein Beweis für des Schwanenwirts unbesechtliche Rechtllichkeit: er macht es einem wie dem andern, Freund wie Feind — Preußen wie Schwaben.

Kommt da so etwa alle vier Wochen einmal der Amtsrichter Kimmle nach Zwieblingen, um Gerichtstag zu halten; gewöhnlich bleibt er dann im Schwanen über Nacht und fährt am andern Tag weiter ins Gäu. Der Amtsrichter Kimmle ist ein rechter Schwab, hat einen richtigen schwäbischen Blöckleskopf und kann, wie man so sagt, sackgrob werden. Das alles ist beim Schwanenwirt genau so, und darum verstehen sich die beiden auch so gut. Einmal sind sie aber doch recht scharf hintereinander gekommen, war-

um, weiß ich nicht mehr, ich glaube, es hat sich um Steuern und Abgaben gehandelt, und dabei kam ein Lamm fuchsteufelswild werden. Jedemfalls sind sie ganz und gar verschiedener Meinung gewesen, und auf einmal wird es dem Schwanenwirt zu dumm. Er bekommt einen kirchroten Kopf, wirft die Ulmerpfeife auf den Tisch, daß dem Amtsrichter die Nase um die Nase fliegt, geht nach der Türe und reißt sie weit auf.

„Nix für unguet, Herr Amtsrichter!“ sagt er und steht da wie der Engel mit dem flammenden Schwert vor der Paradiespforte. „Nix für unguet — aber do hot der Zimmermann 's Loch nausg'machet.“

Der Amtsrichter guckt wie Lots Weib. „Schwanenwirt!“ schreit er, und vor Zorn schnappt ihm die Stimme über; „Schwanenwirt, wie soll ich das verstehen?“

„Grad so, wie i's sag, Herr Amtsrichter,“ antwortet der Schwanenwirt, und weist mit dem Finger nach der offenen Türe.

„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!“ braust der Amtsrichter auf. „Ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, was Euch berechtigt, mich aus der Wirtschafft auszuweisen.“

„No wurd d' Wirtschafft einfach g'schloffe!“ sagt der Schwanenwirt kaltblütig; „des ischt mei' Haus, — und wer mir it paßt, der muess naus. Glückliche Reiz, Herr Amtsrichter!“

Das sei sackgrob, meint ihr, und die Geschichte sei für den Schwanenwirt gewiß schlimm ausgegangen — und das von Rechts wegen!

Das erste mag stimmen; aber beim zweiten habt ihr falsch geraten. Der Amtsrichter ist damals der Geheitere gewesen und hat nachgegeben, das heißt: er hat einspannen lassen und ist noch am selben Abend weitergefahren. Aber vier Wochen später, als wieder Gerichtstag ist, und es nach getaner Arbeit heißt: sollen wir weiterfahren, oder wollen wir dableiben? Da hat er gute Miene zum bösen Spiel gemacht und ist in den Schwanen gegangen. Um gut Wetter zu schaffen, hat er höflich an die Wirtschubentüre geklopft und hat den Schwanenwirt, der selber aufmachte, halb scherzhaft, halb verlegen gefragt: „Wie is'ts, Schwanenwirt, kann ich wieder bei Euch übernachten?“

Und da hat der Schwanenwirt bewiesen, daß er durchaus nicht nachträgerisch ist; freundlich hat er sein Pletschkäpple geklopft und gesagt: „Zo worum denn it, Herr Amtsrichter? 's ischt mir a grauße Ehr!“

Sackgrob sei er eineweg, der Schwanenwirt, meint ihr, und ein rechter Flegel dazu!

Ei, warum nicht gar! Der Schwanenwirt ist einfach kein Wortverdrehler und Schönschwäzker, sondern ein Mann und ein Wirt, wie er sein soll, der den Leuten, vorab seinen Gästen, handfest und biderb die Meinung sagt. Freilich, ein wenig glimpflicher hätte er sie manchmal

schon anbringen können, das ist wahr, und damit ihr zufrieden seid, will ich auch zugeben: mit allzugroßer Höflichkeit ist der Schwanenwirt nicht behaftet, und ein wenig grobsäbig ist er schon, aber — beileib kein Raubhau!

Was ich dann aber von den Zwieblinger Weibern halte, wollt ihr wissen?

Ja, das ist nun eine heikle Sache — mit den Weibern verderbe ich es im allgemeinen nicht gern, mit den Zwieblinger schon gar nicht. Zugegeben: zarte weibliche Handarbeit ist es nicht gewesen, was sie in jenem Huldigungsommer ausübten. Aber warum die tatkräftigen, schlagfertigen Weiber deswegen verdammen? Im Altertum hat man den Valküren und Amazonen hohe Loblieder gesungen und ihre Heldentaten bis in den Himmel hinauf gehoben. Und viel anderes als sie haben die Zwieblinger Weiber auch nicht getan: sie haben ihre Heimat verteidigt gegen die soldatische Gewalt — und das ist so gewesen:

Damals, als sie nicht haben huldigen wollen, hat man den Zwieblingern allerhand Frondienst als Buße auferlegt. Wenn Jobst Peter Michael gegen die Hasen zu Feld zog, haben sie die Treiber machen müssen; in seinem Fürstengarten hat kein welches Blättlein auf den Wegen liegen bleiben dürfen, dafür sind die Zwieblinger haftbar gewesen, und in die Hoffküche haben sie so und so viele Lerchen abliefern müssen. Das Schlimmste aber ist gewesen: man hat ihnen sage und schreibe achtundzwanzig Mann Soldaten — beinahe den vierten Teil des gesamten fürstlichen Heeres — ins Dorf gelegt, und die haben so lange bleiben müssen, bis die Zwieblinger zahm geworden sind und gehuldigt haben.

Eines hat ihnen so wenig gepaßt wie das andere; besonders den Weibern ist die Einquartierung vom Grund der Seele aus verhaßt gewesen. Denn warum? In weiser, landesväterlicher Fürsorge hat nämlich der Fürst die allerältesten Kracher seines Heeres nach Zwieblingen geschickt und mit ihnen einen Unteroffizier, mit dem nicht zu spassen gewesen ist: wehe dem armen Muskoten, der sich hätte einfallen lassen, nach den Zwieblinger Mädele und Weibern auch nur zu schießen — drei Tage Loch bei Wasser und Brot wäre das mindeste gewesen, was ihm blühte.

Also da ist nichts zu machen gewesen, und darum hat man sich auch gehaßt nach Roten und sich zuleid gelebt, wo man nur konnte.

Geht da am Samstag nachmittag des Küfers Amei an den Bach und will einen Kübel voll Wasser schöpfen; wie sie aber an die Schöpfstelle kommt, hocken da drei Soldaten, die ältesten und wütesten der ganzen Schar, und waschen ihre Kittel. Da wird die Amei fuchsteufelswild; aus dem nächstbesten Holzstoß reißt sie einen armsdicken Prügel heraus und stoßt damit mir

nichts, dir nichts zwei von den Hockern in den Bach. Das geht so schnell, daß die im Wasser und der übriggebliebene gar nicht begreifen, was vorgeht. Der Bach ist ja nicht tief, aber halt ein rechter Dorfbach, der alles mit fortschwemmen muß, was man nicht mehr nötig hat. So ist das Wasser, das die zwei haben schlucken müssen, nicht gerade das beste gewesen — sonst hat ihnen das Bad nichts geschadet. Die Amei steht und stellt die Arme in die Seite und lacht einen „Schollen“ um den andern, und das ist dumm von ihr gewesen. Denn inzwischen kommt die übrige Mannschaft auch zur Schöpfstelle, voraus der Unteroffizier; der sieht mit einem Blick, was geschehen ist, und nun geht der Kuckuck los! Die Amei soll festgenommen und auf die Wache gebracht werden. Wer aber glaubt, das sei auszuführen gewesen, der kennt die Amei schlecht. Die wehrt sich, stoßt, beißt, kraxt, wie's gerade trifft, und schreit wie am Spieß.

Aus allen Häusern fahren Köpfe heraus, und es dauert keine paar Minuten, so ist das ganze Dorf rebellisch. Männer hat's an jenem Tag wenig in Zwieblingen gegeben, die meisten waren

ihre Waffen in der Wachtstube gelassen. Was konnten sie — eine Handvoll gegen so viele! — gegen die wütenden Weiber ansrichten? — Nichts, rein gar nichts! Das hat selbst der Unteroffizier einsehen müssen. Und so haben die Zwieblinger Weiber mit ihren Prügeln des Fürsten Jobst Peter Michaels Soldaten zum Dorf und über die Gemarkung hinaus bis dicht vor die fürstliche Residenzstadt getrieben und sind darauf frohlockend und siegesstolz wieder heimgezogen.

Dieser Streich werde den Weibern aber übel aufgestoßen sein, sagt ihr?

Nicht einmal! Jobst Peter Michael hat bei diesem Anlaß bewiesen, daß er wirklich fürstlich denken konnte, wenn er wollte.

„Mit Weibern führe ich keinen Krieg!“ hat er gesagt, als man ihm den Vorfall meldete, und wirklich ist den Weibern von Zwieblingen auch nichts geschehen; allerdings, ihre Männer haben es daraufhin im Arrest nicht gerade leichter bekommen.

Aber eine Schande und ein Spott sei es doch, wenn Weiber sich derart wild und ungezügelt auführen, meint ihr!



Die Zwieblinger Weiber rennen mit Prügeln nach dem Bach hinter den Soldaten her.

als Aufrührer eingesperrt, also sind es hauptsächlich die Weiber, die Zwieblingen retten müssen.

Und das tun sie gründlich. Die Schreiner-Agath springt nach dem Kirchturm und läutet die Sturmglocke, und nun rennen sie von allen Seiten nach dem Bach, von woher das Geschrei der Amei kommt. Und da sie alle an der Holzbeige vorbei müssen, reißt jedes einen Prügel heraus, — und nun geht es gegen die Soldaten. Die sind völlig auf den Frieden eingerichtet und haben

Jetzt bin ich in einer ganz schwierigen Lage. Sage ich: nein, ihr habt nicht recht, — das ist eine tapfere Tat gewesen! so gerate ich in Gefahr, von euch am Ende selbst für eine Zwieblingerin gehalten zu werden, und davor bewahre mich Gott in Gnaden!

Sage ich aber: Ja, ihr habt recht, so Sachen gehen über die Hutchnur! — Dann bekomme ich es mit den Zwieblinger Weibern zu tun, und dann sei mir Gott erst recht gnädig!

Den goldenen Mittelweg einschlagen, — das wird das Beste sein: Ihr wollt euch nicht belehren lassen, und wenn ich mir auch die Zunge lahm rede und die Finger krumm schreibe — und da habt ihr auch von eurem Standpunkt aus ganz recht. Aber ich, selbst wenn ich anders dünkte als ich sage, — wie sollte ich es wagen, das auszusprechen? Wehe mir, wenn ich je wieder einmal einem Zwieblinger in den Weg liefe . . . gut würde es mir nicht gehen!

Darum bleibe ich dabei: alles, was ihr wollt, sind die Zwieblinger, und noch viel mehr, aber — beileibe keine Rauhbaue!

### Des Hinkenden Boten Standrede über Volksbildung.



**E**s war ein heller Frühsonnertag. Die Sonne lag wie eine goldene Königsmantelschleppe über den Wiesen, in deren saftigem Grün die Tauperlen glänzten, und über den Waldhängen lag der zarte Duft des Morgens.

Der Hinkende saß vor dem „Löwen“, wo er ein paar Tage zur Raft eingekehrt war, und trank seinen Kaffee, der freilich nicht aus Zava-bohnen gebrant war, dafür aber im heimischen Gerstenkorn um so gesunder schmeckte, und rauchte vergnüglich sein Morgenpfeifchen. Der „Pfälzer“ war genau so trefflich, wie einst der Sumatra oder Barinasfanaster.

Vor ihm sprangen die Schulkinder vorüber. Den Ranzen auf dem Buckel und die Schultaschen in der Hand. Ein Büblein stopfte geschwind ein paar rote Frühkirchen in seinen Mund, der selbst wie eine Kirse aus dem runden Gesichtlein leuchtete. Und sie lupften die Köpfelein, die Buben, und riefen dem Hinkenden ihr frohes „Griß Gott, Hinkender!“ zu, und ein Naseweiser sagte: „Schreibt uns wieder ein schönes Gesichtlein für den neuen Kalender!

Und laßt ein hübsches Bild dazu malen, damit wir für den Winter etwas zum Angucken haben!“ Der Hinkende nickte: „Wird besorgt, Kinder!“ und über die weiße Dorfstraße klang nach ein paar Augenblicken aus dem geöffneten Schulhausfenster aus hellen Kinderkehlen: „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“

Ein Nachzügler schleppte sich mit einem großen Stein. „Mach schnell,“ rief der Hinkende. „Der Lehrer wird kein gutes Gesicht machen, wenn du so spät kommst!“

Aber das Büblein lachte. „Drum hab ich noch geschwind am Steinbruch, wo ich vorbei muß, vom Steinhauer ein Ammonshorn gekriegt für den Lehrer. Und dann wird er nicht böß, wenn ich ihm das bringe!“ Und er zeigte die wundervolle Verfeinerung, die wie das Horn eines Widders gezeichnet war. Dann verschwand er in der Tür des Schulhauses über der hohen Steintreppe.

. . . Am Abend kamen die Leute, die der Hinkende seit Jahren um sich am Stammtisch versammelte, und der Löwenwirt hatte ein Krüglein mit Bier aufgestellt.

„Hinkender, das bringe ich Euch zu Ehren. Ich bin sonst nicht so splendid. Der Bier muß im Fäßlein bleiben. Es gibt einen Staatswein, von dem noch die Kinder trinken sollen, wenn sie große Männer sind!“

„Sollt recht haben, Löwenwirt! Große Männer — es wächst ein gesundes Geschlecht bei euch auf im Bergland. Das soll einmal Knochen haben von Eisen und Arme von Stahl. Und, was das Beste ist, das Herz auf dem rechten Fleck. Deutschland braucht

ganze Männer in den Zeiten, die über uns gekommen sind. Dann ist mir's nicht bang um die Zukunft!“

Der Bachgrunder machte ein schiefes Gesicht. Als der Hinkende lachte: „Seid Ihr nicht zufrieden mit dem jungen Volk?“ sagte der Bachgrunder: „Sie sitzen zu viel in der Schule! Man meint bald, der Staat wolle lauter Gelehrte herziehen, statt eines tüchtigen Bauerngeschlechtes. Den ganzen Tag lernen. Nichts als lernen. Draußen steht das Gras zum Abmähen. Aber Heuerferien machen sie immer noch nicht. Bauernkinder gehören aufs Feld, nicht auf die Schulbank. Wär' Zeit genug, wenn sie im Winter in Schulhaus hocken. Da können sie genug lernen.“

Der Hinkende zog ein paar mal kräftig an seiner Pfeife. Dann hub er an: „Früher haben sie auf dem Dorf gesagt: Wozu Lesen und Schreiben? Das braucht ein Bauer nicht. Der soll misten und führen, pflügen und mähen, Strohseile binden und Garben gabeln. Die Bücher soll er den Schreibern und Pfaffen lassen! Jetzt wissen's alle, daß man ohne Lesen und

Schreiben nicht auskommt! Wird auch einmal so gehen mit dem Lernen, daß man's einfieht, auch die Bauernkinder dürfen nicht hinter dem Mond daheim sein!"

Der Bachgrunder gab sich nicht zufrieden. Er war in einer verdrossenen Stimmung, denn er hatte viele Matten, die der Senze harren, und er hätte seine Buben gern beim Geschäft gehabt. Drum maulte er halb grimmig, halb spöttisch: „Ach was, das bißchen Lesen und Schreiben! Das macht die Suppe auch nicht fett. Mit dem Lesen und Schreiben macht man nur Sozialdemokraten, die mit nichts zufrieden sind und in alles ihr Maul hängen. Früher waren die Leute auch nicht auf den Kopf gefallen! Auch wenn sie nicht so stink waren mit der Feder und dem Buch!"

Der Hinkende aber fragte ganz gemächlich: „Bachgrunder, ein deutscher Dichter hat einmal ein Theaterstück geschrieben, da müssen die Bauern in einem bayrischen Bergdorf eine Schrift an die Regierung unterschreiben. Aber keiner kam seinen Namen schreiben, drum macht jeder ein Kreuzlein unter die Schrift, daß die ganze Schrift nur von lauter Kreuzlein unterzeichnet ist. Und die Jungen, die davon Wind bekommen haben, singen im Wirtshaus ein Spottlied über die „Kreuzelschreiber“, und im ganzen Land lacht man über das „Kreuzelschreiben“. Ist doch gut, daß Ihr heutzutage nicht mehr so im Schandliedlein herumgetragen werden könnt. Oder wollt Ihr es machen wie der Mann, von dem einst unser Hebel in seinem Schakstäblein erzählt hat? Dem hat der Arzt ein Rezept an die Stubentür geschrieben, weil kein Papier im Haus war, und da hat er die Stubentür in die Apotheke fahren müssen, um sein Tränklein zu bekommen!"

Die Männer lachten hell auf. Und der Bachgrunder brummte: „Ha freilich! So braucht's grad nimmer zu werden. Gegen das Lesen und Schreiben und Rechnen sagt man ja nichts. Aber damit könnt's auch langen. Was brauchen aber die Buben und die Mägdelein von der Geometrie und der Physik und der Astronomie zu wissen? Unser einer kennt nicht einmal die Namen von all dem Zeug, das sie jetzt in ihre Köpfe hineinpressen müssen. Wir sind doch auch groß geworden ohne all den Kram!"

„Kommt nur drauf an, wie?“ fiel jetzt der Schneidernaz dem Bachgrunder ins Wort. „Weiß noch heut, wie in früheren Jahren die Holzhändler gekommen sind und die Stämme geschätzt

haben, die wir im Wald gehauen haben. Und haben uns gegeben, was ihnen gut gedünkt hat. Sind steinreiche Leute geworden, und wir haben das Nachsehen gehabt. Hat nicht dein Vater, Bachgrunder, einen „Hölzlekönig“ gehabt, eine Fichte, die ihresgleichen gesucht hat? Und der Holzhändler, der sie gekauft hat, hat einen Profit dran gemacht, daß er hätte sein Geschäft aufgeben können, wenn er nicht gewußt hätte,



Keiner kann seinen Namen schreiben, drum macht jeder ein Kreuzlein unter die Schrift.

daß er noch mehr Bauern über den Löffel halbieren kann! Drum ist's gut, daß jetzt keiner einen Stamm verkauft, ohne auszurechnen, wieviel Festmeter er hat und das Festmeter kostet seinen Preis, und das Nebenvorteilen hört auf. Hast du nicht dein Stammholz für eine Million verkauft im Frühjahr? Und schiltst noch über die Geometrie? Was willst du machen ohne die Geometrie?"

„Drum soll der Bachgrunder jetzt einen Extra-Doppelliter zahlen,“ rief der Löwenwirt, „weil er im Fett sitzt bis über die Ohren!“

Und der Bachgrunder schmunzelte: „Der Bachgrunder hat sich noch nie lumpen lassen. Soll ein Wort sein! Her mit dem Doppelliter!“

Der Hinkende klopfte sein Pfeifchen aus: „Leute, was hat man in früheren Jahren gelacht über die lateinischen Bauern, die mit den Büchern ihre Aecker bauen statt mit dem Pflug und dem Karst. Aber jetzt wißt ihr, daß ein rechter Bauernsohn in die landwirtschaftliche Winterschule geht und dort etwas lernt vom künstlichen Dünger, ohne den ihr gar nicht mehr schaffen könnt, und vom Kali und vom Stickstoff. Heutzutage braucht kein Benjamin Franklin

mehr zu streuen und auf einen Acker seinen Gips zu streuen mit den Buchstaben „hier ist gegipft“, damit alle Vorbeigehenden sehen können, wo der Gips ist, da wächst das Gras doppelt hoch und mast. Heutzutage weiß das kleinste Büblein vom Thomasmehl und dem Chilisalpeter und dem Superphosphat. Und drum muß auch ein Bauernbub etwas wissen von der Wissenschaft, die das alles ausgeheckt hat, von der Chemie. Sonst richtet er nur Unheil an mit demselben Stoff, der seinem Acker Kraft und Saft zuführt. Aber notabene, wenn er's recht macht! Und zum Rechtmachen gehört Kenntnis her. Nicht bloß Praxis. Warum wollt ihr darob murren, daß die Köpfe eurer Buben und Mägdlein sich beizeiten dran gewöhnen müssen, etwas weiter auszuschaun, als nach der nächsten Kirchturmspitze?

Da nickte der Großbauer vom Kaltengrund Beifall.

„Es hat noch nie jemand schwer getragen an dem, was er gelernt hat, so hat mir mein Vater gesagt. Der Mann ist den ganzen Winter hinter den Büchern gesessen und hat sich damit geschunden, daß ihm der Kopf geraucht hat. Und hat mir oft gesagt: Wie schwer ist das alles zu begreifen, wenn man nicht in der Schulzeit dazu angehalten worden ist! Sei froh, Büblein, daß du es einmal leichter hast wie dein Vater! Ich weiß noch gut, wie wir auf dem Hof angefangen haben, mit den Maschinen zu arbeiten, weil man nicht mehr so viele Knechte hat halten können, wie früher, und darum nicht mehr alles mit der Hand hat schaffen können. Da sind wir vor unserer Dreschmaschine gestanden wie die Kuh vor dem neuen Scheuerntor, und wir haben dem Mechaniker aus der Stadt alles in die Hände geben müssen. Wir sind ihm ausgeliefert gewesen auf Gnad und Ungnad. Wer mit Maschinen schaffen will, muß etwas von den Maschinen verstehen, hat damals mein Vater gesagt. Und wir haben doch gar nichts gewußt von Manometer und Dampfdruck und Ventil und Kessel. Da hat das Ungetüm Feuer geschraubt und Dampf aus der Nase geblasen wie ein unheimlicher Riese, von dem die Alten gesagt haben, und wir sind davorgestanden und haben vor Angst und Sorge ein Kreuz ums andere geschlagen. Drum hab' ich einsehen gelernt, daß auch auf dem Bauerndorf Kenntnisse her müssen. Sonst können wir nicht vorankommen!“

„Scheltet Ihr noch immer auf die Physik, Bachgrunder?“ fragte der Hinkende. „Und doch sind wir der Frage noch nicht auf den Grund gekommen. Das Wichtigste ist nicht, was eure Kinder lernen. Denn sie vergessen sehr schnell, was sie gelernt haben, und alles können sie nicht in den Köpfen behalten. So wenig wie wir. Aber darauf kommt's an, daß sie etwas lernen. Vor allem, daß sie — denken lernen!“

Ein großer Weltweiser hat gesagt schon im Altertum: „Der Mensch beginnt damit, daß er fragen lernt. Das macht uns zu Menschen.“ Daß wir nicht in der Welt herumlaufen und alles nehmen, wie es ist, sondern daß wir einmal anfangen zu fragen: Warum ist das so? Und: wohin führt das alles? Und: wozu dient das alles? Habt ihr noch nie von dem Erfinder der Dampfmaschine gehört, dem Engländer James Watt? Der ist als Büblein einmal bei seiner Großmutter gesessen, wie die den Tee gekocht hat. Da hat er gesehen, wie der Dampf im Kessel den Deckel der Teemaschine gelupft hat. Und das hat ihn nicht mehr losgelassen: „Hat der Dampf eine solche Gewalt? Könnte man ihn nicht zum Diener der Menschen machen?“ Und ein langes Leben lang hat er darüber nachgedacht, bis er die Dampfmaschine erfunden hat, ohne die wir unser ganzes Leben nicht mehr denken können. So ist es bei allen großen Erfindungen zugegangen: fragen haben die Leute müssen und dann haben sie ihren Hirnkasten anstrengen müssen, um die Antwort auf die Frage zu finden. Und seht, das sollen eure Kinder lernen in der Schule: das Nachdenken über all die vielen Geheimnisse in der Natur, die sie von klein auf umgeben. Darum sollen sie etwas lernen von dem Körperbau der Tiere und des Menschen, von den Wundern in einem Menschenauge und einem Menschenohr, von den Atemwerkzeugen der Pflanze und von dem Wachsen eines Baums! Damit sie aufwachen und fragen lernen: „Warum das alles? Was hat das für einen Sinn und was für eine Bedeutung?“ Dann reden sie nicht mehr von der Welt wie der Blinde von den Farben, sondern gehen mit offenen Augen durch die Welt. Die Welt ist stumm — für die Dummen. Aber wer ein rechtes Herz und ein klares Auge hat, der hört, was die scheinbar stumme Welt zu erzählen hat. Und die Welt wird ihm doppelt schön und reich und groß, wenn er etwas erlauscht hat von ihren tiefen Wundern. Unser größter deutscher Dichter hat ein Werk geschrieben, das heißt „Faust“, und da schildert er einen solchen Menschen, der danach verlangt, zu erfahren, „was die Welt im Innersten zusammenhält, schau alle Wirkenskraft und Samen und tu nicht mehr in Worten kramen!“ Das muß doch erst recht einem Bauersmann ins Herz treffen, der Tag um Tag mit der lebendigen Natur zu tun hat und mit ihr umgehen muß wie ein Bruder mit seinem Bruder! Und wo ein Lehrer ist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, der arbeitet daran, daß eure Kinder sehen lernen, fragen lernen, denken lernen — und dann eine rechte Freude bekommen an dem Leben, in dem sie stehen!“

Der Löwenwirt schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Das Wort freut mich, Hinkender!“

Das ist schön gered't. Freude muß herein in unser Dorfleben. Das ist wahr. Sind so viele unter uns, die sagen: auf dem Dorf ist nichts los. In der Stadt allein ist gut leben, wo man etwas sieht und mitmacht, und wo jeder Tag etwas Neues bringt. Drum muß auf unser Dorf heraus auch einmal die Freude kommen, damit wir's lieber haben!"

Der Hinkende sah ernst in dem Kreise der Männer herum: „Wenn ihr wüßtet, wie es mit der Freude in der Stadt bestellt ist. Macht der Kopf voll und den Beutel leer und das Herz arm. Weiter nichts! Und darum sind gerade in der Stadt so viele Leute, die sagen: „Wir müssen wieder hinaus aufs Dorf. Wir müssen wieder in den Umgang mit der lebendigen Natur kommen. Wir müssen wieder Vögel singen hören und Blumen auf den Wiesen sehen und Karst und Rechen in die Hand nehmen, damit wir wieder Menschen werden. Da in der Stadt werden wir Maschinen. Ihr wißt gar nicht, wieviele Freude euch in eurem einfachen und schlichten Leben ausblüht. Mich hat's heute von Herzen gefreut, wie das Biblein das Ammons-horn gebracht hat: ein Zeuge ist dieses Steingebilde von längst vergangenen Zeiten, in denen hier, wo heute eure Wälder stehen, das Meer gerauscht hat und die wunderbarsten Muscheln in dem Meerwasser geschwommen sind. Und wenn solch ein Biblein von dem Lehrer etwas hört über diese Zeiten, da muß es doch von einem Schauer ergriffen werden über die mächtigen Geschehnisse, die da auf dem Boden sich abgespielt haben, ehe er geworden ist, was er heute ist. Und seht, dann lernen eure Kinder noch etwas anderes als denken. Sie lernen — Ehrfurcht!"

Aber der Bachgrunder ließ nicht „Luft“. Er rief zornig: „Ja, den Glauben verlieren sie, die Kinder! Von einem Herrgott ist nicht mehr die Rede. Nur noch von der Natur. Und bald wollen sie nicht mehr in eine Kirche gehen, weil sie alles besser wissen wollen. Und das Wort Gottes gilt nichts mehr. Und unseren Heiland verachten sie, weil sie meinen, sie bringen alles allein fertig und brauchen keinen mehr, der ihnen hilft, wenn sie in die Not kommen!"

Da richtete sich der Hinkende mächtig auf: „Umgekehrt ist auch gefahren, Bachgrunder! Ein großer Denker und Naturforscher, der Engländer Bacon von Verulam, hat geschrieben: „Nur die Natur, die man oberflächlich betrachtet, führt von Gott ab. Wer aber die Natur in der Tiefe kennen gelernt hat, den führt sie zu Gott hin.“ Und ein italienischer Denker, den sie wegen der „Gottlosigkeit“ verbrannt haben, hat auf dem Wege zum Scheiterhaufen einen Strohalm aufgehoben und gesagt: „Wenn ich nicht an Gott glaubte, würde mich dieser Strohalm dazu bringen, an ihn zu glauben!“ Ja!

habe oft genug sagen hören von Leuten, die nichts glauben mögen: „Wo der Baum hinfällt, da bleibt er liegen.“ Wüßten diese Leute wirklich Bescheid mit der Natur, so müßten sie sagen: der Baum bleibt gar nicht liegen, sondern er verwandelt sich, wenn er verfault in tausend andere Stoffe. Denn in der Natur geht gar nichts verloren, kein Stäubchen. Sondern es muß sich alles umwandeln in neues Leben. Und wer das einmal gelernt hat, der hat Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens, das in tausend Gestalten erscheint und sich in immer neue Gestalten verwandelt. Und dann wird er in heiliger Ehrfurcht niedersinken vor dem Quell und Grund alles Lebens, vor dem Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde, aus dem alle Dinge kommen und zu dem alle Dinge hinstreben. Wahres Wissen macht nicht hochmütig, sondern demütig. Das ist das Bekenntnis aller wirklichen und großen Denker, die gewußt haben: Wir können nur ein wenig ahnen von den Wundern der Schöpfung, aber das, was wir ahnen, läßt uns glauben an die verborgenen Herrlichkeiten, die sich den kommenden Geschlechtern erst noch kundtun werden. „Das ist der Weisheit letzter Schluß — zu wissen, daß man glauben muß“ hat solch ein Gebildeter einmal gesungen. Und zu dieser Bildung sollen eure Kinder erzogen werden. Darum sind sie in der Werkstatt Gottes, daß sie seine allmächtige Hand am Werke sehen und seine Weisheit verehren lernen. Und drum sollt ihr nicht schelten darüber, daß sie von der „Astronomie“ etwas hören. Der Hinkende hat vor kurzem einen Vortrag in der Stadt gehört von einem Sternkundigen, der sein langes Leben auf einer Sternwarte zugebracht hat, und der Mann hat gesagt: „Wer einmal den Blick in die Unendlichkeit getan hat, die kein Menschenauge durchblicken und kein Menschenverstand ausdenken kann, der wird still und klein vor diesem Wunder, in dem auch unsere kleine Erde ihren Weg zieht in ewiger Gesetzmäßigkeit und Ordnung!“ So hält es auch der Hinkende: je weiter der Blick in die Wunder der Welt, um so fröhlicher der Glaube und um so gewisser die Hoffnung auf die ewige Weisheit, die alles wohl macht, auch wo unser Auge ihre Wege nicht versteht!

Aber eines will ich euch zugeben, Bachgrunder: Es kommt bei der Bildung nicht bloß auf den Kopf an, sondern vor allem auf das Herz. Nicht das, was wir wissen, macht den Menschen aus, sondern das, was wir hinter all dem vielen Werk der sichtbaren Natur ahnen an unsichtbaren Kräften. Nicht zum Menschenhochmut wollen wir unsere Kinder erziehen, sondern zur Demut. Und zur tiefen inneren Beugung vor den ewigen Gesetzen, in denen auch unser kleines Leben dahinfließt! Dann ist wahre Bildung im Volk. Die macht dankbar und — frei!

Die Männer schwiegen. —

Nach einer Weile hob der Hintende noch einmal an: „Frei — das ist ein großes Wort. Es wird viel Mißbrauch damit getrieben. Hat doch einmal ein junger Mensch zum Hintenden sehr stolz gesagt: „Ich bin Freidenker.“ Aber der Hintende, der allerhand gewußt hat, was nicht sehr schön im Leben des stolzen Sprechers ansah, gab ihm zur Antwort: „Frei, das glaube ich wohl. Aber mit dem Denken hapert's!

Sonst wäre vieles anders bei dir! „Und der Junge hat von da an sehr kleinlaut dreingesehen. Wir sagen ja jetzt in Deutschland: wir seien ein freies Volk. Ein sehr stolzer Ausspruch ist das. Es will sagen: wir müssen alle jetzt mit-schaffen am Staatswohl und am Volkswohl. Aber wie steht's mit der Freiheit? Da kommen die Redner auf die Dörfer hinaus und sprechen davon, wie sie das deutsche Volk zu einer herrlichen Blüte führen wollen, und die Hörer hören zu und glauben all dem schönen Gerede — und hinten dran ist's wie vorn dran. Und manch einer hat schon gesagt: „Geht zum Kuckuck, ihr Redner. Ich bekümmere mich um gar nichts mehr. Und bei den Wahlen bleibe ich daheim. Man weiß nicht, wohin man sich schlagen soll.“ Warum muß das so sein? Weil es an der rechten Bildung fehlt. Weil keiner weiß, wie es früher gewesen ist. Und mit was für Nöten sich die Vorfahren herumgeschlagen haben. Sind da vor kurzem einmal die Herren aus der Residenz gekommen und haben in einem Dorf an den sogenannten Schwedenschanzen gegraben und haben allerhand merkwürdige Dinge gefunden. Waffen und Münzen und Scherben und haben alles sorgfältig zu-



Serren aus der Residenz haben in einem Dorf an den sogenannten Schwedenschanzen gegraben.

sammengepackt und nach Karlsruhe getragen. Da haben die Dorfleute gesagt: „Jetzt, wozu auch das? Kostet einen Haufen Geld und nützt niemand etwas. Wozu den alten Kram aufstapeln! Wir müssen das bezahlen mit unseren Steuergroschen und haben nichts davon!“ Und hätten sich nur einmal belehren lassen sollen von dem, was die Funde alles gesagt haben. Von den Kelten und Alemannen, die hier gewohnt haben, und von ihren Kämpfen und ihren verbrannten

Siedelungen und von der Römerherrschaft und ihrem Glend. Und von der Freiheitsliebe der Vorfahren, die das eiserne Joch von ihrem Hals geschüttelt haben, und von den Liedern, die durch das deutsche Land gegangen sind, als endlich der deutsche Bauer wieder Herr auf seiner eigenen Scholle gewesen ist. Dann hätten sie etwas Großes gelernt: das ist die Treue, die zum Heimatboden hält in der schwersten Zeit und nicht den Mut verliert, sondern

Geduld hat und Zähigkeit und die Stunde abwartet, in der „nach langer Schande Nacht uns allen die Freiheit im Flammenglanz erscheint“. Das ist's, was wir brauchen: die Kenntnis all der schweren Zeiten, durch die unsere Väter gegangen sind, ohne zu brechen und ohne zu verzagen! Damit unser Herz wieder zu Stahl wird in der harten Zeit, in der wir jetzt stehen. Und lernen, daß nur eines uns oben hält, die Erzkraft, die nicht nachläßt, die Erzkraft der Treue, die nicht an sich denkt, sondern an das Ganze, für das wir da sind. Der beste Lehrmeister eines Volkes ist seine eigene Geschichte. Darum sollen unsere Kinder etwas lernen von der Tapferkeit und dem Troß unserer Väter, und sie sollen lernen aufzuschauen zu den großen Männern



die uns geführt haben, und ihrer wert sein! Das ist Bildung, Herzensbildung, die echte Männer macht und seine Frauen und ein Geschlecht, das harte Zeiten nicht bloß beklagt, sondern in harten Zeiten sich schmieden läßt zu Freiheitsverlangen und Freiheitskampf. Wer gelernt hat, der läßt sich nicht mehr etwas vorreden und vorgaukeln, sondern der weiß, wo unser Volk der Schuh drückt und wo die Hand anzulegen hat, damit die Zeit kommt, in der auch wir Deutschen wieder Menschen unter Menschen sein dürfen!"

Die Männer sahen dem Sinkenden mit glänzenden Augen ins Gesicht. Ihnen ging es durchs Herz, daß wahre Volksbildung — Bildung zum edlen, freien und großen Menschentum sein muß. „Der deutsche Schulmeister hat die Schlacht von Königgrätz gewonnen“, hat einst ein feiner Kopf gesagt. Ja, so soll es in Deutschland bleiben: Bildung macht froh, fromm und frei.

## „Das Ripp“.

Erzählung von Karl Hesselbacher.

Wie eine Königin thronte sie zwischen den Kristallshalen, auf denen die Makronen und Zimtsterne und Schillerlocken und Wöhrenköpfe lecker ausgebreitet waren, und den weißen Porzellanplatten, die mit Punsch, Ananas-, Pfirsich- und Merinfentorten beladen waren. Wie eine Königin! Und ihr weißblondes Haar, das über dem frischroten Gesicht wie eine kleine Krone aufgetürmt war, schien im Sonnenlicht zu blinken wie ein Diadem von Edelsteinen. Statt des weißen seidenen, hermelinverbrämten Königsmantels trug sie allerdings ein weißes Spitzenschürzchen; das war aber so appetitlich, daß es auch einer Königin gut gestanden hätte. Jedenfalls war sie die Königin der Konditorei, die an der Königstraße lag und von den „vornehmsten“ Leuten besucht wurde, die ihre Stelldicheins dort hatten und über unsäglich wichtige Nichtigkeiten miteinander bei einer Tasse Kaffee und allerhand Schlagrahmgedichten verhandelten.

Man hatte vor ihr eine ganz gehörige Achtung. „Fräulein Else“ ließ niemand allzunah an sich heran. Und Zutäppische, die gemeint hatten, für ihre flatternden Geldscheine ein wenig Süßholz umsonst zu bekommen, merkten bald, daß Fräulein Else mehr von der Brenneifel an sich hatte als vom Weichen, und sie zuckten die begehrenden Finger allemal sehr schnell zurück, wenn der erste Versuch sein klägliches Ende genommen hatte.

Fräulein Else verstand ihre Sache aus dem ff. Sie wußte, was gut ist. Und sie wußte, was gute Sachen wert sind. Billig war sie nicht.

Aber man hatte etwas für sein Geld, und drum nahm man lieber weniger in der Masse und hatte dafür mehr in der „Beschaffenheit“.

Drum hatte man eine Niesenachtung vor ihr in der ganzen Stadt. Man grüßte sie, wenn man ihr bei ihrem Spaziergang am dienstfreien Nachmittag begegnete, man grüßte sie — nicht so obenhin, wie man jemand grüßt, von dem man gewöhnt ist, Dienste anzunehmen, sondern man grüßte sie, wie . . . ja, wie eine „wirkliche Bekannte“ und schämte sich nicht zu sagen: „Das ist Fräulein Else! Die will anständig gegrüßt sein. Sonst kannst du dir das nächste Mal deine Sachen suchen, wenn du zu ihr in den Laden kommst. Und ich bin dir gut, du wirst trotz allen Suchens nichts finden!“ Und man grüßte sie, wirklich und wahrhaftig — wie, ja — wie eine Königin!

Man hatte einen Nieserespekt vor ihr — auch in den unterirdischen Räumen der Konditorei. In der Backstube. Da, wo die weißgekleideten Schöpfer der süßen Herrlichkeiten ihres Amtes walteten, die Türen des Backofens auf- und zu-rastelten und die Künstler der Tortenverzierungen aus der Spritzdüse ihre Girlanden und Schnörkel in fröhlichem Schwung auf die glänzende Glasur zogen, so daß die Lehrbuben mit offenem Munde vor den Geheimnissen des „Linientraums“ standen. Man sprach da unten auch von Fräulein Else, und man sprach von ihr mit der Sorte von Respekt, die in diese verborgenen Regionen des Menschengeschlechts hineinpaßt. Denn man bezeichnete dort unten Fräulein Else einfach mit dem Wort: „Das Ripp“. Damit war alles gesagt: scheue Ehrfurcht und ingrimmiges Gefühl der Untergebenheit. Es war die Bewunderung, die einer Starken gezollt wurde, und das Letten-rasseln der Sklaven, die sich gegen ihre Wändigerin nicht wehren können. Es war der Verehrungshymnus der Backstube: „Das Ripp“. Gebildete Leute hätten vielleicht von einer Katharina II. der Backstube oder von einer Semiramis der Torten gesprochen. Die Unterirdischen waren viel deutlicher und einfacher. „Das Ripp“ sagte alles. Bis zum jüngsten Lehrbuben, dessen Ohren die langgezogene Form besaßen, die diese Art werdender Menschen auszeichnet, bis zum ersten Gehilfen, der seit einem Monat da war und sich viel darauf zugute tat, daß er in Berlin bei Kranzler einer der ersten unter den Gehilfen gewesen war. Er war zuerst mit einem überlegenen Lächeln in den Raum neben dem Verkaufsladen hinaufgestiegen, in dem die Gehilfen die Werke ihrer Hände der Verkäuferin präsentieren mußten. Er hatte gesagt: „Sie soll es wagen, etwas zurückzuweisen, was ich bei Kranzler ohne Widerspruch zum Verkauf gebracht habe. Mit mir soll sie keine Fagen machen!“ Aber er war sehr bestürzt wiedergekommen und hatte einen Teller voll Makronen, die nicht völlig

„Lud“ gebacken waren, in seiner Hand und fluchte wie ein Türke vor sich hin: „Solch ein Ripp! Solch ein Ripp!“

Und die anderen Gehilfen lächelten sehr verständnisinnig. Ganz zart und leise, wie es sich dem „ersten Gehilfen“ gegenüber ziemt. Aber er sah es doch und wurde noch grimmiger: „Solch ein Ripp! Solch ein Ripp!“

Sie hatte gar nicht viel gesagt, als er ihr seine Herrlichkeiten ausgebreitet hatte. Bewahre! Wer wird einem Gehilfen, der von Kranzler kommt, etwa Grobheiten machen! Das untersteht sich niemand, am wenigsten eine einfache Verkäuferin, die nie über die Baummeile von der Residenz hinausgekommen ist. Sie hatte nur sehr höflich gefragt: „Wirklich, Herr Freiding, — das lernt man bei Kranzler in Berlin?“ Und dann hatte sie ihm den Teller mit den „gedatschten“ Matronen zurückgeschoben. Die anderen Sachen trug sie hinaus in den Verkaufsraum und — erschien nicht wieder. Was blieb ihm übrig? Er mußte wohl oder übel sich den Abzug am Lohn gefallen lassen für die „vergrateten“ Matronen, die er bei seinen Bekannten um ein paar Spottpfennige verkaufen durfte.

„Solch ein Ripp!“ Der Herr Freiding beschaute sich von da an jedesmal seine Kunstwerke doppelt und dreifach, ehe er sie hinaustrug, und er bebte vor dem ruhigen kühlen Blick der stahlgrauen Augen von Fräulein Else mehr, als er in seiner Lehrjungenzeit vor seinem gestrengen Herrn Prinzipal gebebt hatte. Der war ein fröhlicher Pfälzer gewesen und hatte mehr als einmal zu seinem Gesellen gesagt, wenn ein Gebäck gar zu „dunkel“ geworden war: „Ach was, roppen Se's raus. Die fressen's doch!“ Aber da war es nichts mit dem „Rausropfen“. Da galt nur erstklassiges Werk. . . .

Es war ein kalter, nebliger Novembertag. Jrgend etwas „fiffelte“ vom Himmel herunter. Man wußte nicht, war's Schnee oder Regen. Die wenigen Spaziergänger auf der Straße hatten ihre Mantelkragen in die Höhe geschlagen und das Genick eingezogen. Auch der erste Gehilfe, Herr Freiding, schob sich verdroffen an der Mauer der Königsstraße entlang. Er hatte seinen Ausgehtag. Wohin bei solchem Wetter? Ein Freund der Kneipe war er nicht. Die wenigen Stunden, die er hatte außer seiner Dienstzeit, wollte er nicht im Dunst des Wirtshauses sitzen, da er die ganze Woche über den Dunst der Backstube einzuatmen hatte. Und so trottete er verstimmt, die Hände bis an die Ellbogen in die Manteltaschen vergraben, über das regennasse Pflaster des Bürgersteiges hin. Beinahe wäre er mit einer schlanken Gestalt zusammengestoßen, als er rasch um die Ecke bog.

„Halb so wild, Herr Freiding!“ rief eine helle Stimme. Er schaute auf. Die Stimme in ihrem stählernen Klang war ihm nur zu bekannt.

Hatte sie nicht erst gestern gerufen: „Herr Freiding, muten Sie mir im Ernst zu, den Papp da zu verkaufen?“

Es war Fräulein Else.

„Muß mir das Ripp noch in den Weg laufen!“ brummte er vor sich hin. Aber ganz leise, nicht einmal ein Mäuslein hatte es gehört. Er zog den Hut und wollte vorüber. Aber Fräulein Else blieb stehen, und es war merkwürdig. Ihr Stehenbleiben hatte eine zwingende Kraft. Der „erste Gehilfe“ wagte nicht, weiterzugehen. „Wohin wollen Sie bei dem schönen Wetter?“ fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Die Beine vertreten, bis sie nimmer steif sind — und dann heim!“

„Nicht in Gesellschaft?“ fragte sie zurück.

„Davon bin ich kein Freund!“ kam eine kurze Antwort.

„Warum nicht? Sind Sie menschenfeind?“ Ein wärmerer Ton lag in ihrer Stimme.

Er schaute ihr in das blühende Gesicht.

„Fräulein Else! Ich habe einen größeren Ehrgeiz, als mein Geld in die Bierhäuser zu tragen!“

Da schwieg sie einen Augenblick. Dann sagte sie schnell: „Ich habe heute wie Sie meinen freien Nachmittag. Kommen Sie mit mir! Meine Mutter wird sich freuen, wenn Sie eine Stunde bei uns sitzen!“

Er spürte aus ihren Worten etwas Wunderliches heraus, das er dem „Ripp“ nicht zutraut hätte. Er wußte nicht, was es war. Aber es war ähnlich wie in seiner Jugendzeit, wenn er vom Schlittenfahren heimgekommen war und ihm die Mutter einen heißen „Apfelkrapfen“ aus der Ofenröhre holte und sagte: „Komm, Bübche, da hast etwas Warmes!“ Dies Mädchen spürte, daß er etwas Warmes brauchte. Und dies Warme hieß: Heimat! Er hatte keine Heimat, obwohl er der erste Gehilfe des ersten Konditorgeschäftes der Residenz war. Und drum war er ein armer Tropf. Das spürte er an diesem häßlichen Tag, an dem nirgends eine Tür sich auftat für einen, der gern seine Füße unter einen gastlichen Tisch geschoben hätte. Und ein gutes Wort gehört hätte, das nicht von Torten und Baumkuchen handelte, sondern von Dingen, die das Herz aufstun.

Und das „Ripp“ lud ihn ein, in ein warmes Zimmer zu kommen, in dem ihn die Freundlichkeit einer Heimat grüßte.

Er ging mit. Viel sprach er nicht auf dem Weg. Auch in dem Dachstübchen der Vorstadt, wo zwei graue Augen unter einem weißen schlichten Haar ihn anstrahlten. Die Augen waren genau so grau wie die Augen, vor deren Kritik er sich fürchtete. Aber sie hatten den Schein der Güte, wie ihn ein reifes Alter ausstrahlt, das viel gesehen und viel erlitten hat und darum geduldig geworden ist und nichts

mehr fordert, aber um so mehr gibt. Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

Das behagliche Stübchen, das von Sauberkeit glänzte wie ein Schmuckkästchen. Mit den weißen Vorhängen, die über einen Blumentisch wehten; die Blattpflanzen, die ihre Strubelköpfe über den geflochtenen Rand des Blumentisches hoben, die Weihnachtstafteen, die ihre roten Knospen ansahen. Die paar einfachen Kupferstiche an den Wänden, der sumrende Teekessel auf der zierlich gehäkelten Tischdecke.

Das Bücherbrett, auf dem wenige Bücher standen, aber die Titel dieser Bücher hießen: Goethe, Schiller, Körner, Lenau, Chamisso, Storm, Hebel — und dabei ein dickes Buch in schwarzem Leder, das ihn wieder an die Mutter erinnerte. Die hatte dasselbe Buch jeden Abend in den abgeschafften Händen gehalten. Und über ihrem Gesicht war ein Schein von Frieden gelegen. Das war alles so — altmodisch. Aber es war so warm, ach so warm! Er fühlte die Wärme bis in die letzte Falte seines Herzens hinein.

Und wie Fräulein Else sich um die Mutter mühte. Die alte Frau durfte keinen Schritt gehen. Die Tochter ging mit den federnden Schritten ihrer jungen Kraft, und es war, als ob die Mutter ihr Püppchen wäre. So legte sie das gestrickte schwarze Umschlagtuch um die Schultern der Mutter, nachdem sie die alte Frau in die Ecke des Sofas gesetzt hatte, und merkwürdig! Jetzt hatten die grauen Augen des Mädchens denselben Glanz wie die Augen der Mutter!

Der erste Gehilfe des berühmten Konditorei-geschäftes vergaß seinen Stolz und seinen Verdruß und seine Empfindlichkeit; und als er ging, war es stockfinstere Nacht. Wenige Menschen gingen auf der Straße. Er hatte ganz vergessen, was Zeit heißt. Vor lauter Heimat!

Die herzliche Einladung: „Kommen Sie doch bald einmal wieder!“ hatte er aber doch nicht befolgt. War ihm die stumme Zurückweisung einer mühsam gearbeiteten Torte am anderen Morgen „übers Leberle gekrochen“?

Es ging noch einen Monat — da bot sich ihm in der alten Heimat in den Bergen eine Tätigkeit, die ihn lockte. Ein alter Konditor, den er im Geschäft der Meiden; einmal hatte kennen lernen, schrieb ihm: „Kommen Sie zu mir und

führen Sie mir das Geschäft. Sie können, wenn Sie Freude daran haben, einmal mein Nachfolger werden! Denn allzulang mache ich nicht mehr mit!“ Da glomm etwas auf wie ein Heimatslicht. Ein eigenes Dach über dem Kopf, ein eigenes Werk für die Hände! Und ganz



Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

am äußersten Rand dieses Bildes kommender Tage — ein Weib, das ihm den Tisch deckte, und ein Kindlein, das durch die Vorhänge seines Bettchens guckte . . . Er reiste in die Bergstadt, die ein vielbesuchter Fremdenort war, und trat in das Geschäft ein. Der alte Meister war sehr hinfällig. Sein Weib war ihm vor einigen Jahren gestorben. Er mußte sich mit fremden Leuten plagen, und bald sah der neue Geschäftsführer, daß diese fremden Leute mehr hinaus-trugen aus dem Haus, als hineinkam. Das Geschäft, das in früheren Jahren einen guten Namen gehabt hatte, verlor langsam einen Kunden um den anderen. Und doch hielt der junge Mann aus. Der Alte sah ihn mit herzbeweglichen Dankesblicken an, wenn er ihn in der Backstube wirken sah. Blütenweiß sein Gewand, von blühender Sauberkeit all seine Bleche und Geräte. Und von unermüdlicher Sorgfalt in all seinen Hantierungen. „Hätte ich Sie gehabt nach dem Tod meiner Frau — es ginge anders, als es geht!“ Da konnte der Herr Freiding unmöglich den Staub von den Schreihen schütteln. . . .

Es dauerte noch ein halbes Jahr — da ging der alte Meister langsam und unbemerkt seiner Frau nach. Er lag eines Morgens schlafend im Bett. Aber es war ein Schlaf, aus dem es

kein Erwachen mehr gibt, wenigstens nicht für die Welt, in der wir gehen.

Die Verwandten kamen und besahen sich das Erbe. Es war klein genug geworden. Einer der Erben bot dem jungen Geschäftsführer das Geschäft zum Kaufe an. Der Preis war nicht übertrieben. Denn die Erben sahen, daß das Geschäft seinen Glanz verloren hatte. Aber der Herr Freiding hatte doch nicht so viele Vermittel, daß er die Summe erlegen konnte. Er schüttelte den Kopf. . . .

Nach ein paar Tagen kam der Direktor einer größeren Bank, die in der Stadt ihre Tochteranstalt hatte, zu dem jungen Konditor in die Backstube und gab ihm eine Bestellung für ein Perl bungsessen in seiner Familie. Ein gleichgültiges Gespräch wurde dabei geführt, aber der Konditor merkte, daß die Augen des vornehmen Herrn fleißig in der Backstube herumspazierten, und daß über sein Gesicht ein freundliches Lächeln ging. Der Herr Direktor nickte mehrmals mit dem Kopf, obwohl in dem Gespräch gar nichts zum Kopfnicken da war. Endlich verließ er die Backstube und grüßte: „Machen Sie Ihr Sach gut!“

Dafür hätte er nicht zu sorgen brauchen. Der „Erste Gehilfe des ersten Konditoreigeschäftes der Residenz“ setzte seinen Ehrgeiz darein, etwas zu leisten. Und so kam nach ein paar Tagen der Herr Bankdirektor, um seine Rechnung zu bezahlen. Und ehe er aus der Backstube ging, sagte er, wie wenn er sich noch eben auf etwas besinnen müsse, das er beinahe vergessen hätte: „Der Herr Justizrat Köhmeyer“ — das war jener Erbe des alten Konditors, der dem Herrn Freiding das Geschäft zum Kauf angeboten hatte — „war bei mir und erzählte davon, daß Sie Liebhaber für die Konditorei seien, aber wegen mangelnden Kapitals nicht imstande seien, den Kauf zu wagen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, bei mir einen Bankkredit zu nehmen, den ich Ihnen zu den billigsten Bedingungen eröffne, und dann das Geschäft zu kaufen!“

Der junge Mann wußte nicht, wo ihm der Kopf stand.

„Aber ich kann Ihnen keine Sicherungen bieten!“

Der Bankdirektor lächelte.

„Die Sicherungen habe ich schon. Bis auf eine.“

Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person. Und die Sicherung, die ich noch brauche, heißt: die Frau! Sorgen Sie für eine tüchtige Frau — dann wird alles gut!“

Und damit verließ er das Haus.

Eine Frau! Ja, das wußte er selbst. Von der hing alles ab. Sein Fleiß und seine Tüchtigkeit half nichts, wenn die Frau fehlte. Was

der Mann im Mäße hereinträgt, kann eine Frau mit Scheffeln hinaustragen — und was der Mann mit einer Hand erwirbt, kann die Frau mit zwei Händen mehren, so hatte einst seine Mutter gesagt.

In der Stadt gab es manche, die den stattlichen jungen Konditor gern genommen hätte. Aber es war ein leichtes Leben in diesem Fremdenort. Alle Tage Sonntag — war der unsichtbare Wahlspruch, der über den Straßen schwebte. Die Mädchen waren lauter Damen, und ihre kostbaren Kleider kosteten mehr, als der junge Meister in einem Halbjahr verdiente. Wie sollte er eine von diesen feinen Fräulein in sein Ladengeschäft stellen? Und wenn er Verkäuferinnen anstellte, wie sein Vorgänger, so wußte er von vornherein, daß das wache Auge fehlte, das ihre Arbeit begleiten mußte, wenn nicht die Frau die erste und letzte sein werde.

Er saß lange in seinem Stübchen, das ihm noch nie so eng und arm und dürftig und unwirtlich erschienen war als jetzt, wo ihm das Bild einer Heimat winkte. Eine Frau! Wo sollte er sie finden?

Mit einemmal schoß es ihm durch den Kopf:



Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person.“

Fräulein Else . . . „das Ripp!“ Er lachte zuerst hellauf. Aber dann sah er wieder jenen Novembertag vor sich, an dem er zum erstenmal seit seinen Kindertagen wieder Heimatluft geatmet hatte. Und am nächsten Tage fuhr er in die Residenz. Mit jenem Beben in der Seele

mit dem er einst aus der Tiefe der Backstube zum Verkaufsraum hinaufgestiegen war. Wie ihn die grauen Augen anschauen würden? Er sah den spöttischen Schein und hörte die Antwort: „Lernt man das wirklich bei Franzler?“

Und doch wagte er es.

Und merkwürdig! die grauen Augen blickten nicht ein wenig spöttisch, sondern mit einem wunderlichen, weichen, warmen Schein, als das Mädchen sagte: „Ich will es mit der Mutter bereden!“

Und dann kam ein Tag, an dem Fräulein Else in die Bergstadt kam und das Geschäft betrachtete und schließlich dem Konditormeister Freiding die Hand entgegenstreckte: „In Gottes Namen — ich will es wagen!“

Und dann ging es zum Herrn Bankdirektor. Und der schaute wieder lang auf das junge Mädchen, während er von allerhand unwichtigen Dingen plauderte, und nickte mit dem Kopf, obwohl es im Gespräch gar nichts gab, was zum Kopfnicken veranlassen mußte. Und als die beiden gingen, fragte er wie nebenfächlich: „Wann wollen Sie den Bankkredit beginnen?“

Und dann wurde ein ganz einfaches Hochzeitsfest in der Residenz gefeiert, und der Konditormeister Freiding empfahl sich in dem Blatt der Bergstadt als Nachfolger des verstorbenen Konditormeisters Schwarz und bat um „geneigten Zutpruch der alten Kundschaft. . .“

Und alles war flott im Gang — da kam der große Strich, der zuweisen in alle Menschenpläne hineingemacht wird, und an dem mehr als ein Menschenschicksal zu zerbrechen pflegt. Der Konditormeister Freiding ward schwer krank. Und in seiner Backstube wirkten neben dem Gehilfen zwei Lehrlinge, und im Ladengeschäft stand neben der Frau Freiding eine Verkäuferin, die alle Hände voll zu tun hatte, und neben dem Laden war eine Kaffeestube, in der ein Aufwartemädchen tätig war, unablässig auf den Füßen, und — ein Bettchen stand im Schlafzimmer der Eheleute, und darin sah man zwei winzige rosige Fäustchen sich aus den weißen Kissen heben. . .

Und der Herr Konditormeister lag in schwerem Fieber, und sein Kopf glühte, und der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, und in all den Fieberträumen redete der Kranke von dem Zucker, den er hatte kommen lassen für Tausende von Mark, und von dem Weizenmehl und von den Honigbüchsen, die eine Unsumme von Geld verschlungen hatten, und er schrie auf: „Frau, es verdirbt alles! Frau, lasse mich hinunter in die Backstube — wir sind ruiniert, wenn ich nicht am Dfen stehe!“

Aber dann kam eine kühle Hand, die legte sich auf seine Stirn, und eine tiefe ruhige Stimme sagte: „Sei zufrieden! Es geht alles wie am Schnürchen!“

Und dann schloß der Konditormeister die brennenden Augen, senkte tief auf und ward ruhig. Er wußte nicht, wie viele lange und bange

Wochen er lag! Als er sich gelegt hatte, war der Fieber in der vollsten Blüte gewesen, und als er aufstand und zum erstenmal am Fenster im Sessel saß, so schwach, daß er kaum den Kopf heben konnte, schweifte sein müder Blick über die weite Ebene hinaus, die sich jenseits der spizen Dächer ausbreitete, und er sah, wie der Wind über die gelben Kornäcker hinstreifte und die schweren Aehren, der Sichel harrend, sich niederneigten.

„So lang bin ich krank gewesen?“ fragte er.

Und dann fuhr es ihm wie ein Stich durch das Herz: „Wie wird's im Geschäft aussehen?“ Zahlenreihen tanzten vor ihm auf und nieder, und das Gesicht des Bankherrn, ernst und drohend, und leere Kästen und Schubladen. Er konnte nichts davon sagen, was ihn ängstete. Er war noch zu schwach, und so oft sein Weib hereintrat und ihm sein Büblein entgegenstreckte, ging ein leises Lächeln über sein Gesicht. Da wagte er nicht zu fragen: „Wie steht es um die Oktoberzinsen?“

Eudlich konnte er es wagen, von der Höhe der Wohnung im Oberstock hinabzusteigen in die Geschäftsräume. Er stützte sich auf den Stock und schlich mühselig durch den Verkaufsraum und die Kaffeestube. Lachende, schwagende Leute, die ihm fröhlich die Hand entgegenstreckten: „Wieder auferstanden, Herr Freiding?“

Und dann ging es hinunter in die Backstube. Der Gehilfe reckte ihm die Hand hin: „Gott willkommen, Herr Freiding!“

Und dann ging er langsam wieder zur Treppe, um den Aufstieg zu wagen. Da hörte er die Stimme seines ältesten Lehrlings. Der meinte, der Meister sei außer Schußweite. Hell klang die Dubenstimme: „Ja, Sie haben recht, daß Sie sagen: Gott willkommen!“ Ich sage es auch. Wenn der Alte jetzt wieder kommt, kann man doch wieder schnaufen. Dann bleibt sie droben, die Alt. So ein Ripp, wie die! So ein Ripp gibt's auf der ganzen Welt nicht mehr!“

Da mußte der Herr Konditormeister Freiding stehen bleiben und lachen. Was aus dem Herzen an Lachen heraus konnte, kam heraus. So hell und fröhlich, wie er seit seiner Kinderzeit nicht mehr gelacht hatte.

Und während der Gehilfe den Lehrling bei den Ohren nahm, stieg der Herr Freiding die Treppe hinauf. Es ging so schnell, wie wenn ihm mit einemmal Flügel gewachsen wären, und er ging in den Verkaufsraum, wo seine Frau neben der Verkäuferin stand, und wisperte ihr etwas ins Ohr.

Die Frau ward dunkelrot und schob reich ihren Arm unter den Arm ihres Mannes. So führte sie ihn hinauf in den Oberstock.

Dort fiel er ihr um den Hals und küßte sie, wie er sie nie geküßt hatte, und er rief in hellem Fauchzen: „So ein Ripp! Gott sei Dank! So ein Ripp!“

## Der Menschenfreund.

Erzählung von Franz Wichmann.

Das geplante Schlemmereiverbot hatte Egidius Schneek einen heillofen Schreck eingejagt. Der feste alkoholbeschwerte Schlummer war dahin. Jedes seiner geliebten opulenten Frühstücke in der Delikatessen- und Weinstube von Aloisius Panschmann kam ihm wie eine Henkersmahlzeit vor. Unerhört, wie schlecht man es heutzutage hatte! Da quälte man sich erst im Schweiß seines Angesichts, um möglichst viel Lebensmittel über die Grenze zu verschieben, damit die Notleidenden im Auslande nicht verhungerten, und daheim sollte man sich nicht einmal mehr nach Herzenslust satt essen und trinken dürfen. Es war eine Zammervelt!

Egidius faltete bei der zweiten Flasche Sekt, mit der er die gebratene Ente begoß, die Hände über dem zwischen den Knien gehaltenen Spazierstock. Den ließ er nie von sich, aus Angst, er könnte gestohlen werden. Schon das Rohr war wertvoll, und dann erst der schwer goldene Knopf, auf den er Name und Wohnung hatte eingravieren lassen! So ein Stock hatte es besser als jeder Mensch, der wußte und fühlte nichts von dem Elend dieser Zeiten! Aber auch das war ja seit kurzem nicht mehr richtig, verbesserte er sich in Gedanken. Jetzt war ja sein treuer, ständiger Begleiter nicht einmal mehr sicher vor den räuberischen Händen des Staates. Aus den Hunderten von Bestimmungen des neuen Luxussteuergesetzes wurde zwar niemand klug, aber gewiß gab es da doch wieder irgendeine Falle, in der man seinen Stock fangen und ihn selbst wieder sein sauer verdientes Geld abknöpfen konnte. Es war wirklich eine Tränenwelt! Nur der gute Tropfen und die Leckerbissen der Panschmannischen Küche konnten sie vergessen machen, bis das Schlemmergesetz auch diese seine letzte Freude zerstörte.

Seine ärgerlichen Vorstellungen hatten Egidius Schneek für heute die ganze Stimmung verdorben. Er gab dem Kellner weniger Trinkgeld als sonst — man mußte ja zu sparen anfangen —, und erhob sich. Etwas seitwärts auf seinen Stock gebeugt segelte er wie ein überfrachtetes Schiff quer über die Straße. Im Augenblick, da er den Bürgersteig betrat, rempelte ein Passant ihn so unsanft an, daß die eingenommene schwere Ladung aus dem Gleichgewicht geriet und ihn fast zum Kentern gebracht hätte.

„Flegel!“ brummte Egidius, doch so, daß der andere es nicht hören konnte, denn Mut war nicht seine starke Seite, und schließlich wußte man nicht, wie der es aufnahm. „Keine Spur von Bildung und Erziehung haben diese Proleten mehr und —“

Er brach in seinem entrüsteten Selbstgespräch ab, da er sich plötzlich Lügen gestraft sah. Man

durfte doch nicht alle über einen Kamm scheren und so eine Ausnahme sah er plötzlich vor Augen.

Ein des Weges kommender gutgekleideter junger Mann hatte den Vorgang mitangesehen. Ehrlicher Zorn bligte in seinen Augen auf und mit einem Sprunge war er heran. „Erlauben Sie, Herr, Ihren Stock. Diesem Rohling gehört eine derbe Züchtigung!“ Und ehe Schneek es sich versah, hatte ihm der unerwartete Helfer



„Erlauben Sie, Herr, Ihren Stock.“ sagte ein des Weges daherkommender junger Mann.

schon den Stock aus der Hand genommen und schwang ihn über dem Kopfe des auch noch höhnisch lachenden Burschen.

„Da hört sich doch alles auf!“ schrie der erboste Helfer. „Wie können Sie sich unterstehen, einen ehrsam und friedlich seines Weges gehenden Bürger so pöbelhaft beiseite zu stoßen!“

Egidius war ganz Bewunderung. O, es gab also doch noch wahrhaft edle, hilfreiche Menschenfreunde! „Ich danke Ihnen, mein Herr, aber lassen Sie es jetzt genug sein.“ Es war nicht das Mitleid mit dem Frechling, was ihn Einhalt tun ließ, sondern die Furcht, sein kostbarer Stock könne Schaden leiden.

Doch der andere hörte ihn nicht, denn der Uebeltäter hatte es vorgezogen, die Flucht zu ergreifen, und der ergrimimte Helfer, immer den Stock schwingend, lief hinter ihm drein. Eben verschwanden sie beide in der nächsten Seitengasse.

Egidius Schneek war infolge seines Wohllebens zu stark beleibt, um ihnen folgen zu können. Er stellte sich an die Thür des Wein-

restaurants, um die Rückkehr des Menschenfreundes zu erwarten. Um sich dankbar zu erweisen, wollte er ihn wenigstens zu einem Frühstück einladen. So bot sich zugleich Gelegenheit, noch eine dritte Flasche zu leeren.

Nach einiger Zeit begann er auf die Uhr zu sehen. Es würde seinem Helfer doch nichts passiert sein? Am Ende hatte der Flegel gar das Messer gezogen und ihn niedergestochen! Heutzutage war ja alles möglich.

Als eine volle halbe Stunde verflossen war, wurde ihm seine Vermutung zur Gewißheit, und er wälzte sich der nächsten Polizeistation zu, um Anzeige zu erstatten.

Der Beamte lächelte eigenartig. „Uns ist nichts Derartiges gemeldet worden. Und wissen Sie, was wahrscheinlicher ist als Ihre Annahme? Sie sind das Opfer zweier schlauer Spitzbuben, die es auf Ihren wertvollen Stock abgesehen hatten, geworden.“

Dem aus allen Himmeln fallenden Egidius quollen die Augen frohschartig aus dem Kopfe. „Sie glauben, die zwei seien miteinander im Bunde gewesen?“ stotterte er ganz entsetzt.

„Allerdings. Wir wollen der Sache nachgehen, aber es ist sehr möglich, daß Sie Ihren Stock nie mehr wiedersehen.“

Wie von einem Schläge betäubt, verließ Egidius das Lokal. Auf der Straße überlegte er, ob er in die Weinstube zurückkehren und sich dort trösten solle? Aber der Gedanke an die Fremde, die dort noch am Stammtisch saßen, schreckte ihn ab. Wenn er ohne seinen stets gewohnten Stock wieder erschien, mußte das sofort auffallen, man würde ihn fragen, und dann blieb nichts übrig, als das Geschehene zu beichten. Die Folgen aber konnte er sich vorstellen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Man würde ihn mit seinem Reinfall uzen, und die Schadenfreude gönnte er ihnen nicht. Da war es noch besser, nach Hause zu kehren, trotz der Gardinenpredigt, die ihn erwartete; denn das Essen war sicher schon kalt geworden. Wenn er gleich auf sein Zimmer ging, ließ sich der Verlust des Stockes wenigstens vorläufig verbergen.

Aber er hatte sich verrechnet. Schon auf der Treppe kam ihm die entrüstete Gattin entgegen. „Das ist aber das letzte Mal, daß ich so lange auf dich warte! Wo kommst du denn wieder so spät her? Das Geschäft hättest du doch auch am Nachmittage erledigen können.“

„Was für ein Geschäft?“ fragte der ahnungslose Egidius.

„Nun, den Ankauf eines Fahrrades. Damit hätte es doch nicht geillt.“

„Ich, ein Fahrrad, — bist du verrückt?“

„Aber du hast doch fünftausend Mark verlangt, weil dir dieser Betrag an der geforderten Summe fehlte. Du spekulierst doch immer, und

da dachtest, du wolltest das Fahrrad billig kaufen, um es teuer wieder zu veräußern.“

„Aber mit solchen Kleinigkeiten gebe ich mich doch nicht ab,“ rief der Gatte gekränkt. „Und um Gottes willen, mach mich nicht toll, was ist es mit den fünftausend Mark?“

„Die habe ich natürlich deinem Boten gegeben.“

„Tod und Teufel!“ Sich an die Stirn schlagend und jede Besinnung verlierend, platzte er heraus: „Erst komme ich um meinen wertvollen Stock, und nun bringst du —“

„Dein Stock ist doch hier,“ unterbrach ihn Frau Josepha.

Jetzt wußte sich Egidius vor Staunen nicht zu fassen. Also hatte er sich in dem Menschenfremde doch nicht getäuscht! Und kennen mußte der ihn noch dazu auch, denn wie hätte er sonst den Stock in seine Wohnung bringen können? Aber vielleicht hatte er die auf dem Knopfe eingravierte Adresse gelesen. Ueber die Freude, seinen geliebten treuen Begleiter wieder zu haben, vergaß er selbst die andere ärgerliche Mitteilung seiner Gattin, die ihm noch dazu ganz unverständlich schien. „Wo, wo ist er denn?“

„Dort, im Schirmständer muß er stehen.“

Frau Schneek ging einige Schritte zurück, griff sich an den Kopf und machte große Augen. „Himmel, was ist denn das! Ich habe ihn doch selbst hineingestellt, um dem Ueberbringer die verlangten fünftausend Mark auszuhändigen. Ohne daß ich es bemerkte, muß der ihn wieder mitgenommen —“

„Gestohlen!“ schrie Egidius auf und plötzlich fiel es ihm wie eine dunkle Binde von den Augen. „Und die fünftausend Mark?“

„Das mußt du doch selbst am besten wissen. Der junge Herr brachte doch deinen Stock, den du ihm zur Legitimation übergeben. Du ließt bitten, behauptete er, dir durch ihn sofort das benötigte Geld zu schicken, damit du den vorteilhaften Handel abschließen könntest.“

„Un glaublich!“ Am liebsten hätte sich Egidius Schneek die Haare ausgerauft, wenn er sie sich nicht schon früher wegamißiert gehabt hätte. „Kein wahres Wort ist an der ganzen Geschichte! Ich weiß weder von einem Fahrrad, noch von einem Auftrag an dich. Stock und Geld sind einem Gaunerstreich zum Opfer gefallen. Eine Schandwelt ist es. Sie verdient es gar nicht, daß man ein ehrlicher Mensch bleibt!“

~~~~~  
... Nur um den Einsamen schleichen Gespenster.

Die Menschen lieben ihre Freuden mehr als ihr Glück, einen guten Gesellschafter mehr als den Wohltäter, Pavagenien, Schößhunde und Affen mehr als nützliche Haustiere.

Jean Paul.

## Die gute Johanne.

Von Alfred Voa.

**I**n der vergangenen Woche haben wir sie zur letzten Ruhe geleitet. Der Geistliche, der unpäßig war, brachte mit sichtlicher Anstrengung seine Rede heraus. Eindringlicher sprach die Natur. Spinnersonne überblitzte den alten Friedhof mit funkelnden Lichtern. In den Wipfeln der Bäume hallte Vogelgesang. Die Wälder rings schickten erfrischenden Duft herüber. Drunten im Talgrund rauschte der Bach. In dieser strahlenden, von tausend Stimmen erfüllten Welt kam am offenen Grab der guten Johanne kein düsterer Gedanke in mir auf.

Ein Menschenalter lang sah ich sie jeden Morgen an meinem Haus vorübergehen. Sie hatte einen schön gemalten Krug in der Hand, holte in der nahen Molkerei die Milch, die sie tagsüber brauchte. Sie ging sehr rasch, wie wenn sie Zeit gewinnen müsse. Erst da sie die Siebzig überschritten, verlangsamte sich ihre Bewegungsart. Manchmal blieb sie, den Körper vorgebeugt, schwer atmend stehen. Ihr Gesicht war von edler Bildung. Um ihren Mund prägte sich ein Zug von Freundlichkeit aus. Ihre Mutter war bald, nachdem sie der Tochter das Leben geschenkt, gestorben. Ihr Vater, der Dichter, hatte es auf nur achtundvierzig Jahre gebracht. Johanne hatte die elterliche Wohnung übernommen, in dieser als größte Kostbarkeit sehr wertvolle, prächtig gebundene Bücher, die ihre Rücken aus Schränken mit verglastem Oberbau und zartem Gitterwerk zeigten. Johanne war leidenschaftliche Leserin, vom Verlangen befeuert, im Spiegel erhabener Geister sich selbst zu erkennen. Neben dieser enthusiastisch geübten Beschäftigung war sie unermüdetlich am Werk, Menschen die helfende Hand zu bieten, die mit Not und Glend kämpften. Mit Zug hieß sie im Städtchen die gute Johanne.

Einer meiner Freunde war beauftragt, ihren Nachlaß zu ordnen. Er führte mich in die Wohnung, die sie für immer verlassen hatte. Die Einrichtung verriet Schönheitsgefühl. Nirgends verletzten schreiende Farben den Blick. Die Wände waren mit Gemälden und Kupferstichen geschmückt. Im Arbeitszimmer sprang eine Vitrine in die Augen, gefüllt mit Porzellan, Miniaturen und Silberfachen. Daneben stand ein Sekretär, davor ein zierlicher Lehnstuhl aus Mahagoniholz.

Mein Freund öffnete eine alte Truhe, die figürliches Hochrelief zierte. Darin hatte Fräulein Johanne Tausende von Briefen verwahrt. Die hatte sie geschrieben, aber niemals abgeschickt. Sie waren an einen fernen Geliebten gerichtet, der offenbar nur in ihrer Phantasie existierte. Allmorgendlich Glock zehn — so hatte die Auf-

wärterin meinem Freunde erzählt — erschien Fräulein Johanne in ihrem Arbeitsstübchen. Sie hatte ein Kleid von dunkelblauer Seide an, ließ sich mit einer Miene, die freudigen Willen verhieß, an ihrem Sekretär nieder und schrieb. Hatte sie ihren Brief beendet, legte sie ihn in die Truhe und schritt mit glänzenden Augen, von einem wohligen Gefühl erhoben, in der Stube auf und ab. Gegen Mittag vertauschte sie die festliche Gewandung mit einem schlichten Kattunkleide und machte sich auf den Weg, Pfriündner und Armenhäusler zu besuchen, die ihrer Fürsorge anvertraut waren.

Viele Briefe des alten Fräuleins habe ich gelesen: All ihre Sehnsüchte hatte sie hineinströmen lassen, all die Zartheit ihres Empfindens, ihre Schwärmereien und Entzückungen, aber auch ihre Aufwallungen und die Kümmernisse stillen Märtyrertums.

Vom letzten Brief, den sie geschrieben, habe ich Abschrift genommen und führe ihn wortgetreu an:

„Mein Herzensfreund!

„Mein Geliebter!

Heute ist meines Vaters Geburtstag. Ich habe sein Bild vor mich hingestellt. Die hochgebaute Stirn weist auf einen schöpferischen Geist. Jrgendwo habe ich einmal gelesen: Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die morgens in aller Winterfrühe, wenn noch kaum die Hähne gekräht haben, auf den nachts verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen wieder eindrücken müssen. Ein solcher Botenläufer war mein Vater! Vier Wochen vor seinem Hingang überrasschte ich ihn, wie er ein annütiges, leicht dahinschreitendes Mädchen zeichnete, das in der erhobenen Rechten eine Granatapfelblüte hielt. „Es ist die Hoffnung,“ sprach er, „sie hat bei mir ein heimlich Quartier!“ Wie eng ich mich ihm verbunden fühlte, was ich an ihm verloren habe, weißt Du. Dann fand ich Dich. Wie oft soll ich Dir's sagen, mein Herzensfreund! Die übermächtige Liebe zu Dir hat mein Leben erhöht, daß ich die Welt trotz ihrer Dunkelheiten in einem reinen schönen Lichte sehe. Nur Verwandtschaft der Geister kann den tiefsten Sinn der Liebe bestimmen. Wir beide sind dessen inne geworden. Du hast mich unfaßbar reich gemacht. Daß meine Gedanken auf wogender See zu den entlegensten Inseln steuern, daß ich zur vollen Entfaltung meiner Kräfte gelange, danke ich Dir. In alle Ewigkeit —“

Hier hatte die gute Johanne abgebrochen. In des sie mit fester Hand schrieb, war auf weichen Sohlen der Tod in ihr Stübchen getreten, schaute ihr lächelnd über die Schulter und nahm ihr, ohne daß sie es merkte, die Feder aus der Hand.



### Riebeli statt Nudle.

Ein lustiges Stückli von Paul Körber-Waldshut.

**S**emein hin werden Riebeli und Nudeln aus einem Teig, aber solchem von unterschiedlicher Form und in unterschiedlicher Handtierung gefertigt. Des Moser-Ferdis Weib Karoline Sonntagspruch lautete: „Es goht eineweg nit über ein guets Nudelsüppi. Dees heilt ein wieder us.“ Damit meinte sie ein „Hausmachernudelsüppi“, und sie nahm regelmäßig diese Arbeit zu der andern hin.

Und so hatte sie auch dermal wieder schon früh am Morgen allerweltsgroße Nudelplätz unter dem Wallholz gehabt und nun zum Austrocknen in der Stube ausgelegt. Auf das Bett, auf das Sofa, einer hing sogar über einer Stuhllehne. Wären es nicht auch gar so große „Blachen“ gewesen, es hätten können „Fazenetli“ (Nastücher) sein, so schön weiß waren sie und so gleichmäßig dünn ausgewalgt. Es war grad eine Lust, wenn man die großen runden Teigräder sah, und man mußte die Kunst der Karoline ehrlich bewundern.

Bei dieser Arbeit war sie aber am liebsten allein, und sie hatte ihren Mann, den Ferdi, beizeiten abbüschelt gehabt. Was der sich indessen nicht zweimal hatte heißen lassen. Und nur die Pünktlichkeit der Heimkehr hatte sie sich ausbedungen. Die hatte denn auch der Ferdi versprochen.

Jetzt begab sich die Karoline schon ans Schneiden. Sie rollte Blätz um Blätz wie einen Wecken zusammen und „rätisch — rätisch — rätisch!“ glitschte das Messer bhäh an den Fingernägeln vorbei an der Teigroll 'nab und stieß auf das Brettholz: „rätisch — rätisch — rätisch!“ Es war wiederum eine Lust, wie die Nudeln an der Teigrolle 'nabkeiten und noch gleich auch über das eingemehlte Nudelbrett hingehottert wurden, ohne daß auch nur ein einziges am andern hing. Man mußte die Kunst der Karoline ehrlich bewundern. „Denne“ auf dem Herd strodelt schon das Wasser zum Nudelsud.

Item trat der ausgehickte Ferdi mit einem „Gut auf sieben Schoppen“ ein. Er war also pünktlich. Und er sang und pißf, als wär' er allein. Da hatte er auch richtig mit seinem lauten Eintritt das Bütschelkindli, wo in der Kammer seinen Verdauungsschlaf schlief, aufgeweckt. Wenigstens jekte zu gleicher Zeit ein unbändiges Hüllern ein.

Das fehlte nun der Karoline gerade noch. Die Nudeln wollten noch fertig geschnitten sein. Auf dem Herd strodelt bereits das Wasser. In der Stube stand schon der Mann. Und jetzt noch das Schreien von dem Kind!

„Siebe Händ sollt mer am Sunntig dermorge

ha,“ belberte sie los. „Gang, lug du emol nach dem Chind. Du häst es uf'wecket, du kunnst es jekt eineweg au wieder einschläffe.“ Wohl, die Karoline dirigierte ihren Mann.

„'s wurd naß ha,“ suchte aber der Ferdi an dieser ihm scheints nit kummod liegenden Arbeit vorbeizukommen.

„So mach's trocke!“ flog ihm ein weiterer Wortbrocken zu, und alsogleich die Gebrauchsanweisung auch: „Nimmst einfach en Blätz, wo neumets hange wird, und legst ihn untere. I han jek kei Zit. Soviel siehst doch au. Und esse wit doch au in der Zit.“

Der Ferdi sah alles und hörte alles und war jekt eineweg zu jedem Tun bereit. Er langte, wie geheizen, einen Blätz, wo da zunächst über einer Stuhllehne hing, und schob ihn tren und brav dem Kinde unter, auch wie geheizen.

„Schlagest's ihm um die Beiner, daß es sei Bettli nit versauet!“ rief ihm noch die alsjofort gar wefrig ihre Nudeln schnäfelnde Karoline zu, im Herzen froh, doch eineweg eine so willfährige Hilf zu haben.

„Häsch sie nit g'wäsche, die Blätz, daß sie so stärrig sind? — Siter wenn tuat mer die Bindelplätz au noch pudere?“ Der Ferdi rief's, aber die Karoline achtete nicht auf das Geruse. Sie suchte soeben ihren fünften Nudelplätz. Wo sie ihn aber nicht alsjogleich fand, gab sie sich auch so zufrieden, in der Meinung, sie habe ihn schon geschnitten. Und das war ihr gleich noch lieber, und sie richtete hopplahopp ihr „Hausmacher-



„Ums taußig Wolts Wille, was hät des Chindli numme für en wisse Stuehl?“

nudelsüppi“ an. Sodili! Jetzt konnte es wieder ausheilen.

Und der Ferdi machte sich auch gleich drüber her, froh, das Chindli beschwichtigt zu haben. Indessen hüllerte dasjelbig aber schon wieder, und jekt gar mehr als zuvor. Der Ferdi war

seiner guten Arbeit gewiß: wie dieses Süppli gut war, und um keinen Preis der Welt war er vom Süppli abzubringen, wo er schon gar geschäftig lüffelte.

„Soli — soli!“ gutschte da die Karoline schnell die Wagle. Aber das Kind schlief merkwürdigerweise eineweg nicht. „Trucke gelegt und Böppli gha und doch kein Schloß?“ Die Karoline schüttelte den Kopf und sah nachdenklich in die Wagle. Das Chindli wälzte sich jetzt schon, als läg es auf Nadeln.

Da lugte sie doch nach, und hatte zugleich einen Schrei. „Ums taußig Gotts Wille, was hät des Chindli numme für en wisse Stuehl? — Und — ums taußig Gotts Wille, wo hät's nummen an den Hufe her? — En Windlebläß aber ich jo gar keiner do?“ hatte sie gleich Frag um Frag.

„Kein Windlebläß — ich do?“ Der Ferdi hörte es. Das wär' doch zu merkwürdig. Da ging's ja grad um seine Ehr. „Zawohldo!“ Und er stand auch wieder an der Wagle.

„An wien er bröckelig ich, der Stuehl? — Die reinste Kiebeli sind's. Jesses!“ hatte sie da einen neuen Schrei, und sie luegte zum Ferdi auf. Und jetzt auch sah sie erst, daß der weiß war wie ein Müller über das ganze Brusttuch hin. Damit wußte sie nun freilich auch, wo der fünfte von ihr so gesuchte Nadelbläß hingekommen war. Und daß sie sich doch nicht hatte verzählt gehabt. „D ihr Manneböcker, euch muetz mer öppis heiße!“ entließ sie ihre „Sonntags-Siebenjochoppenhilf“. Und erst nach einem langen Explikato ging dem Ferdi ein Licht auf, warum er also war von ihr zum Dank auch noch abkomplimentiert worden. Dann aber lachten sie beide einen Schollen und lugten grad noch einmal die Kiebeli an, wo doch Nadeln hatten werden sollen. Aber so kommt's, wenn man Nadelbläß für Windlebläß anlugt — unterm Hut auf sieben Schoppen.

### Gespensterfurcht.

**H**abt keine Angst! Ich will keine Gruselgeschichten erzählen. Der Mensch von heutzutage ist ja so aufgeklärt. Der weiß nichts mehr von Gespenstern, die um Mitternacht um die Grabsteine verlassener Kirchhöfe tanzen. Wir lachen über die Altweibermärchen. Obwohl ich manchen kenne, der am Tag über diese Gespenstergeschichten lacht und doch bei nächtlicher Dunkelheit durch keinen Wald gehen mag, weil es ihm so „unheimlich“ ist und er aus jedem Busch ein feuriges Auge herausglozen sieht.

Ganz insgeheim steckt die Gespensterfurcht doch noch vielen Leuten in den Knochen, die wunder wie geseit sich dünken. Und die vielen Neunmalweisen, die über die Gespenster lachen,

halten doch alles Mögliche vom Tischrücken und vom Bleigießen und von allerhand Unsinn, hinter dem wirklich nichts ist.

Aber — wie gesagt — ich will keine Geschichten von Nachtgespenstern erzählen. Sondern von Gespenstern, die am hellen lichten Tag umgehen und über uns alle eine unheimliche Gewalt haben. Mehr als wir denken. Mehr jedenfalls als uns lieb ist, und mehr als gut ist.

Kennt ihr diese Gespenster? Nun, ich will euch von ihnen etwas erzählen. Es war im Monat April. Alles blühte und grünte in tausendfacher Herrlichkeit. Da kam ein kalter Wind über die Berge herein in unser Tal. Und am Abend ward es klar. „Frostgefahr!“ so riefen wir uns zu. Eine von meinen Bekannten schlief die ganze Nacht nicht. Alle paar Stunden stand sie aus dem Bett auf und schaute nach dem Thermometer, der vor ihrem Fenster hing, und je tiefer die Quecksilbersäule sank, um so tiefer sank ihr das Herz. „Was wird werden? Alle die herrlichen Blüten verdorben! Kein Obst im Herbst! Wo von sollen wir leben?“ so jammerte sie. Am Morgen stand das Thermometer auf einem Grad über Null. Der Frost war nicht gekommen. Kennt ihr das Gespenst, das die Arme gequält hat? Es war die Sorge um den kommenden Morgen, eine Sorge, die auch nicht den geringsten Sinn gehabt hätte. Ihr sagt: „Aber, es hätte doch wirklich einen Frost geben können?“ Ja gewiß! Aber wäre er dann weniger hart geworden, weil die Arme sich um ihn geängstigt hat? Wäre ein einziges Blütlein am Baum verschont geblieben, weil sie nicht geschlafen hat? Nicht wahr, ihr lacht! Und doch — Hand aufs Herz, macht ihr's nicht alle so?

Gespenster — das sind alle die Fragen, die uns Tag um Tag umtreiben, und die heißen: „Wie wird's werden, wenn das kommt oder wenn jenes nicht kommt? Wie mache ich's, wenn ich krank werde und nichts mehr verdienen kann? Wie mache ich's, wenn der Geldbrief verloren geht, den mir mein Bruder aus Amerika angekündigt hat, wo doch so viele Geldbriefe gestohlen werden und am Ende der meine einem Frechen in die Hände fällt, der ihn für sich behält?“

Ich kenne eine Menge Leute, die geradezu eine Kunst darin besitzen, sich alles mögliche Schreckliche auszumalen, sich auf alles mögliche Gesetzt zu machen, das ihnen die Peterilie verhaseln kann. Nur um dann erleichtert aufzuatmen, wenn das Schreckliche nicht eingetroffen ist. Oder — wenn es doch so kommt — den billigen Triumph zu haben, daß sie sagen können: „Habe ich's nicht voraus gewußt? Seit, ich habe Recht gehabt?“

Vor allem in Zeiten, in denen es einem so recht gut geht, fangen die Armen an zu stöhnen: „Mir ist wie eine dunkle Ahnung, daß jetzt etwas recht Schweres kommen müße. Es geht mir zu

gut. So kann es nicht bleiben!" Wie Leute, die unter dem blauen Himmel gehen und ängstlich überallhin schauen, ob nicht irgendwo eine Wolke aufsteige, die all die Herrlichkeit zerstören könne. So haben es die alten Griechen gehabt, die in solchen Glückszeiten sagten: „Mir graut vor dem Neid der Götter! Die können es nicht sehen, daß es einem Menschen gut geht. Sie fahren dann erst recht über ihn her und schlagen ihn zu Boden!" So stecken wir alle noch mitten im alten Heidentum drin, obwohl es bald zwei Jahrtausende vergangen ist.

Und sie springen, wenn sie von ihrem Glück erzählen, gleich an den Tisch und klopfen drauf und sagen: „Unberufen! Unberufen!" als ob man den Götterspruch von sich abwenden müsse, der wie ein schweres Verhängnis über dem Menschenleben schwebt!

Ist das nicht eine Gespensterfurcht, die noch vielhundertmal schlimmer ist als der alte Aberglaube an die Unholden, die des Nachts durch die Welt schweben und die Menschen bedrohen?

Denn diese Gespensterfurcht, so töricht sie ist und so wenig ein ruhiger Mann sich ihr überliefern sollte, hat es an sich, daß sie einen lahm und matt macht. Sie ist wie der Vampir, von dem die Alten erzählten, der sich nachts auf die Schlafenden setzt und ihnen das Blut aus den Adern saugt. So saugt sie die harmlose Lebensfreude aus der Seele heraus. „Präge dir's tief ins Herze ein — Gott will, auch du sollst glücklich sein!" hat ein Dichter gesungen. Das ist ein anderer Klang als dieser Jammerton von „dem Neid der Götter"! Es ist die lauterste Wahrheit: Wir sind dazu da, um glücklich zu sein, nicht dazu, daß wir mit einem ewigen Leichenbittergesicht herumlaufen. Aber wer die Gespensterfurcht in den Knochen sitzen hat, der kann keine Rose blühen sehen, ohne von dem Wurm zu reden, der die schöne Blüte zerfriszt. Der geht über ein Getreidefeld und jammert vom Hagel, der es zer schlägt. Unsere Vorfahren haben ein tiefsinniges Märchen über diese Gespensterfurcht gedichtet, das ist das Märchen von der „klugen Else", die einmal in den Keller geht und in dem Kellergewölbe eine Kreuzhake eingeschlagen sieht. Da fällt ihr ein: Es könnte sein, daß ich einmal ein Kind habe, und das könnte da hinunter gehen, um Wein zu holen, und dann könnte die Hake sich loslösen und auf das Kind schlagen und es erschlagen. Und dann fängt sie an zu weinen und vergißt alles, was sie im Keller hat tun wollen, und ihre ganze Familie kommt nach und nach in den Keller und weint mit ihr zusammen über dieses Unglück, das einmal sich — ereignen könnte. Statt daß sie die Kreuzhake aus dem Gewölbe nehmen und so alle Gefahr für immer beseitigen.

So dumm ist die Gespensterfurcht vor dem, was kommen — kann. Sie sieht nicht, was geschehen muß, um die Gefahr unmöglich machen

zu können. Sie sieht nur die Gefahr, die irgendwo in der Luft schwebt.

Weg mit dieser Gespensterfurcht! Es gibt ein ganz einfaches Mittel dagegen. Es hat mir's mein Vater verraten. Der hat mir einmal gesagt: „Komme, was kommen mag, ich halte es mit dem römischen Dichter: bewahre dir den Gleichmut in den schwersten Lebenslagen!" Ja, das ist das Geheimnis. Der Mannesmut, der weiß: Ich bin dazu da, daß ich überwinde, was über mich kommt, indem ich es tapfer trage! Und dann haben wir so viel mit dem Tag zu tun, der heute angebrochen ist, daß wir gar keine Zeit haben, uns darüber zu besinnen, was morgen und übermorgen ist! Stelle deinen Mann auf deinem Platz, dann wirst du Meister auch am bösen Tag.

Ein kluger Mann hat einmal geschrieben: Wir müßten alle etwas von Abenteuerermut an uns haben. So wie die alten Seefahrer im Mittelalter, denen man sagte, am Äquator sei das Meer wie Gallert, daß die Schiffe nicht durchkönnten, sondern stecken bleiben müßten. Da sagten sie: „So? Das müssen wir einmal sehen!" Und sie fuhren hin und fanden, daß das ganze Geschwätz ein Fabelgedicht war. Und sie entdeckten das Kap der guten Hoffnung und fanden den Weg nach Indien. Weil sie — keine Gespensterfurcht hatten. So muß ein rechter Mann es machen, wenn man ihm vorerzählt, welche Schrecknisse über uns kommen werden. Der hat nur eine Antwort: „So? Das will ich einmal sehen, wie ich mich dann bewähre! Und ich bin gewiß, ich werde meinen Mann stellen!"

Es ist die rechte Tapferkeit, die von jeher alle Gespenster verscheucht. In meiner Kindheit lagen wir Geschwister zusammen in demselben Schlafzimmer. Da wachte eine meiner Schwestern auf und schrie ängstlich: „Es hat etwas ans Fenster gepocht. Sieh dort, es ist ein Arm, der sich vor dem Fenster bewegt!" In der Tat, es schien, als ob in dem hellen Mondlicht ein Männerarm an das Fenster schlug. Da sprang ich auf und öffnete das Fenster. Was war's? Die Mutter hatte meinen Rock zum Anklüften vor das Fenster gehängt und ein starker Wind hatte sich erhoben, der den Ärmel des Rockes hin- und herbewegte, daß er ans Fenster streifte. Wir lachten alle hell auf. Packe das Gespenst am Rockzipfel und es erweist sich als das, was es ist: ein Nichts! Alle die Sorgen, mit denen wir uns herum schlagen, werden zu großen Nichtsen, wenn ein rechter Mann ihnen auf den Leib rückt.

„Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert" — ich denke, ihr kennt das Sprüchlein. Es ist die beste Medizin gegen die Gespensterfurcht; wir sind dazu da, etwas zu schaffen, aber nicht dazu, daß wir uns ängsten. „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!"

Merkt's euch, wenn es noch tiefer hineingeht

in die deutsche Not. Die Not ist dazu da, überwunden zu werden. Und wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, da wird sie überwunden. Das ist so gewiß wie das Einmaleins!

### Die heilsame Wasserkur.

Ein G'schichtle zum Lachen von Paul Körber-Waldshut.

**S**ir „Hunsmittel“ hatte der Findan immer geschwärmt. Vorab wenn's nix kostet. Was nicht ausschloß, daß die Einparung auf der einen Seite von einer Verschlechterung auf der andern überholt wurde. Wohl, der Findan war ein Ober-schlaule. Aber einmal hat's ihn eineweg „flüsiert“, und fell kam so:

„Gang,“ sagte sein Hausgesponst, die Rosine, eines Tags, „hol ein Muusmittel biim Krämer, ehvor sie ein uffresse, die Raibe. In der Schloßkammere ist es schon gar kein Ushalte mehr.“ Und sie druckte ihm noch ein „Fuzzgerle“ in die Hand, was sellmal noch ein anständig Stück Geld war, und büschelte ihn zur Türe 'naus. „Du bißcht ja hüt doch zu nix g'schütem mehr nutz,“ hatte sie ihm noch nachgerufen.

Und sie sollte es nur zu sehr erfahren, daß er zu nix gescheitem nutz war an dem Tag. Der Findan, seines Handwerks ein Schreiner, sonst aber ein großer „Gluri“ vor dem Herrn, hatte nämlich bereits einen Sarg geliefert. Nach diesem Sargliefern mußte jedesmal „sell Tödtel“ mit einer Gurgelschwenke wiederum „abtötet“ werden, was man sonst gemeinhin ein „Löten“ nennt. Und dermal war es recht reichlich ausgefallen.

In diesem Zustand und mit obigem Auftrag tappte nun der Findan an den Felix hin, wie der in seinem Gartenstück in einem zu Wasser in ein Erdloch schüttete.

Der Findan lugte einen guten Rung diesem ihm vorerst rätselhaften Tun zu, dabei sein Fuzzgerle im Hosensack umeinander drillend. Denn daß sell für ein Muusmittel herhalten sollt, wo doch gewiß ein Hunsmittel den gleichen Dienst tat? Jetzt fragte er den Felix doch: „Zu was au schüttet mer sell Wasser in sell Loch?“

„Für di Müüis, daß sie verjunsen“, machte der Felix Kurzschluß und schüttete alsofort sein Wasser weiter in das Loch.

Da schauderte es den Findan eineweg mächtig. „Je Gott! wenn er soviel Wasser müeßst schlucken einmal? Ein Bier und einen Brennts wohl, aber ein Wasser? Brrr!“

Zudem kam wahrhaftig eine verjoffene Müus („muustot“ wie der Findan feststellte) herausgeschwemmt. „Kumod“ meinte er da befriedigt, in seinem Hirni schon einen Steg schlagend nach dem Muusmittel hin, wo er ja noch zu besorgen

hatte und darum ein Fuzzgerle im Sack trug. „Und so macht es bei allen Löchern?“

Dem Felix war diese Fragerei offenbar gleich zu dumm. „Bei Naslöchern und bei Kämilöchern nit, Simpel, dubliger! Bei den Muuslöchern all.“

Der Findan wußte trotz dem Simpel und Dubel eineweg, was er wissen wollt. Das war grad eine Muß für sein Ohr. Und dieses „Hunsmittel“ kostete nicht einmal ein „Füferle“ geschweige ein „Fuzzgerle“, vielmehr nummen eine „Seiherkanne“ und ein Wasser, weil es halt auch das Universal-Hunsmittel aller Hunsmittel war.

Nachdem er nun auch dieses in „Vorschuß“ eingesparte Fuzzgerle bereits verkümmelt hatte, faßte er Seiherkanne und Wasser gleich beim Hausbrunnen und schleppte sie alsogleich in einem Schwung die Stiegenstapfel nauf, in die Schlafkammer nein, so schlecht und so recht es in seinem Zustand ging. Und alsogleich schüttete er auch frischweg, wie er's beim Felix gesehen, das Wasser in die Muuslöcher da umeinander, wo es da ihrer soviel gab wie Löcher in den Socken einer Schürebürzlerbande. Und damit es nun ja hatte, stellte er seine Kinder auch noch an. Den Wilhelm, den Karli und die Kätter.

Die waren natürlich mit Herz und Seel' dabei. Sonst gab es beim geringsten „Gluteren“ eine Schelte, und hier wurden sie sogar aufgefördert dazu. Die Kinder schleiften, schütteten und guckten zugleich mit ihren Guckpillen wie Hästlichmacher in die also beschütteten Muuslöcher. Und es kamen alle an die Reihe, mit Waschlavor, Hasen und Häfeli nun auch noch, wo bei der Gelegenheit auch mal zu einer Schwenke kamen. Und das Lugen verlohnte sich ebenfalls. Eben brüllte der Findan in seinem Aff: „E Muus rennt, e Muus“ — doch es schwamm ein Socken in der brunnen Bodenbrüh. Eineweg gab sell bei den Kindern ein Lachen.

Schließlich kam aber doch eine Muus, eine richtige, wirkliche Muus. Sell gab nun gleich ein Grampol in der Kammer. „Haut sie tot, haut sie tot!“ brüllte der sich immer mehr eifernde Findan. Die Kindle juchzten, als steckten sie am Messer. Da kamen gar Müüis aus allen Löchern kräbslet. Die Buben stampften mit ihren Schuhen, erwischten aber nit ein Schwänzle. Das war ein Gaudi, ein Ludridum. Ein Rennen und ein Gejage, ein Mordsgrampol. Die reinst' Treibjagd.

Aber auch auf der Stiegenstapfel war's derweil laut geworden. Jetzt gar tat sich die Tür auf und es gab einen Schrei. Dann verspürte merkwürdigerweise der Findan einen Schlag, daß er nummen so torkelte. Er glitschte und lag richtig in der Schwimbrüh. Doch kaum konnt' er brüllen: „I verjuns, i verjuns!“ da ward er schon wieder am Wickel gepackt. Und wie g'schwind g'schnell er jetzt die Stiegenstapfel 'nab kam, sell wußt er gleich gar nit. Dabei bollerten Worte

auf ihn ein, wie „Dubel, Simpel, Rindskopf, Esel! Ist jek sell das Muusmittel, worum ich dich fortgeschickt hab?“

Der Zindan wollt' eben zu einer Verteidigungsred ausholen und sich auf den Felix berufen. Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann stand er wie festgedonnert. Er machte Augen wie Froschaugen, wie Stieraugen im Antenschmalz. Sein Mund gar hielt in einem zu Affen feil, so war er am Gassen. „Wa ick jek au daaa?“ mehr brachte er nicht über die Lippen. Denn in die Haseler Tropfsteinhöhle sah er sich ver-  
setzt. Oder in einen Bau nach einem gelöschten Brand. Und das alles mußte früher einmal doch seine, des Zindans Wohnstube gewesen sein, wenn er nicht ganz ver-  
ruckt war.

„Hei-de-gal-le!“ dämmerte ihm da erstmals sein Wortsstreich auf. Dann tropften aber schon wieder Wasser und Lettenbollen auf ihn ein.

Der Zindan stand wie vom Schlag gerührt. Aber wiederum nur einen Augenblick.

„mus, wo kein Loch ist,“ dachte er dann und wollte aus-

reißen, und wenn es in ein Wasser sei; aber fort von dem Wasser und von der Sauerei.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn nun teigten ganze Lettenblachen auf ihn 'nab, denen er gar nit geschwind genug ausweichen konnt'.

Er riß diejerhalb schnell an der Tür. Heidegalle! Er riß und traktierte sie mit Tritten. Wer aber nit aufging, sell war die Tür. Und er hatte doch eben noch Einlaß durch sie genommen, wenn auch unfreiwillig? Durch dieselbe aber vernahm er gar lieblichen Gesang, wie eineweg kein Muusgesang war. „Verosse bischt schu all güt, jek kannscht weze mir au versunfe“, lautete vielmehr das Urteil, wo gegen

ihn gesprochen ward und er zur Buße jekt also wirklich gefangen gesetzt war.

Eben wollt' er zu einer fastigen Verteidigung ausholen, da konnt' er sich wiederum nit schnell genug in ein Eck vertriechen; denn gar ein Wolkenbruch tat sich über ihm auf. Und so kroch er bald auch von Eck zu Eck. Schließlich, um seines Lebens sicher zu sein, kroch er unter die Ofenbank. Der Noah war in der Sündflut auf einen Berg gestiegen, der Zindan verkroch sich in seiner Sündflut unter die Ofenbank.

Zu der Lage hörte er nun zugleich über sich

ein zweites Gericht, das sich an seinen Kindern vollzog.

„Gättet ihr nit köime gescheiter sein, wo der Batter so ein Simpel ist!“

Alles weitere freilich ging unter in der

„Widerpenftigen Zähmung“

da über ihm.

Und er war doch der Batter zu dene Rind' und war der Schuldige — jekt aber verkrochen unterm Ofenbank.

Und jekt überkroch ihn zugleich das arme Tier. Sein Gewissen erwachte. Er fühlte sich schuldig. Schuldig dem Maurer gegenüber, wo den Blavon doch wieder werd

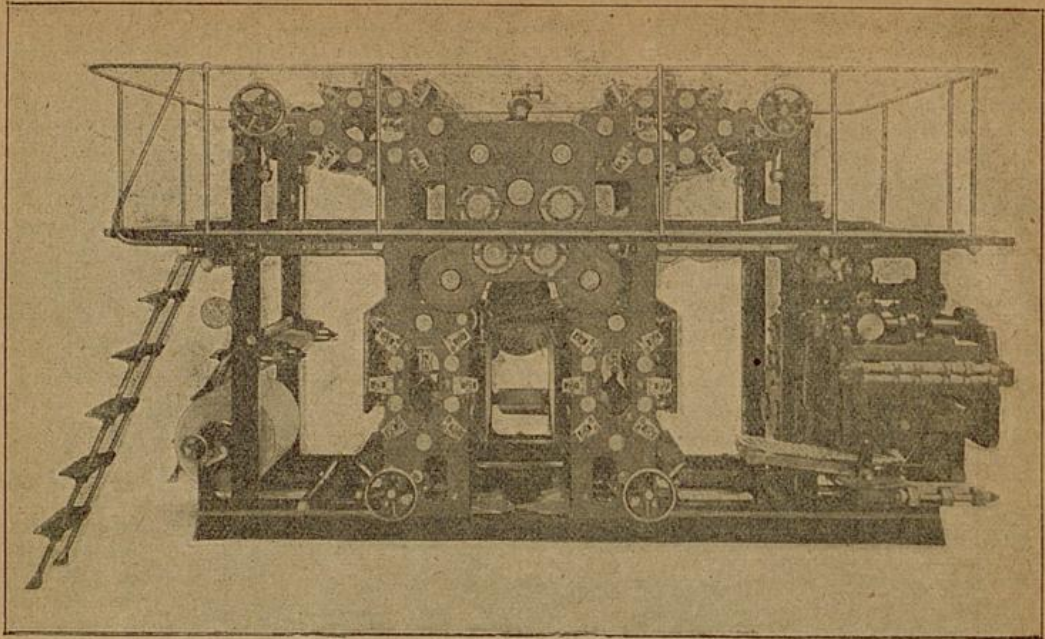
„nauspise“ müsse? Und so mußte er jekt und künftig und alle Tag sell Wasser fufen, vor dem es ihm beim Felix im Drauhinlugen so g'schnderet hatte; denn ein Bier und einen Schnaps trug es ihm künftig auf Gedenken nit mehr. Und sell war jekt sein größter Schmerz, gegen den selbst die vonseiten seiner Rosine zu erwartende „Nachbehandlung“ nit aufkommen konnt', und dieselb konnt' doch gewiß energisch sein und hatte ihren Willen.

Der Zindan hüülte wie ein Schloßhund. Er saß ja auch hinter dem Schloß.

So konnt' am End das „Muusmittel“, wenn es auch als ein „Muusmittel“ in der Anwendung von bedenklichen Folgen war, in seinen



„Haut sie tot! haut sie tot!“ brüllte der sich immer mehr ereifernde Zindan.



### Einrollen-Rotationsmaschine

für zweifarbigen gleichzeitigen Druck auf Vorder- und Rückseite, mit Falzapparat, geliefert für den Druck von Kalendern des Lehrers sinkenden Woten im Jahre 1923 von der M. A. N. (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.), Werk Augsburg.

Folgen für den Findan als ein „Grusmittel“ dennoch von heilsamer Wirkung sein. Denn daß es ihm fernerhin vor jeglichem Wasser grauste, wer will's bezweifeln? Dergestalt war es sogar eine heilsame Wasserkur.

### Napoleon I. und das Werk der Frau von Staël.

Napoleon I. hatte bekanntlich ein wachsame Auge über alle Druckschriften und suchte alles zu unterdrücken, was seiner Despotie auch nur im geringsten nachteilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Staël über Deutschland in Paris erschien, entspann sich zwischen Napoleon und dem Generaldirektor der Druckereien folgende Unterredung:

Napoleon: „Was gibt es Neues in Ihrem Departement?“

Direktor: „Kleinigkeiten und das neue Werk der Frau von Staël.“

Napoleon: „Was sagt sie von mir?“

Direktor: „Nichts, Ihre, durchaus nichts; ich habe alle sechs Bände durchgelesen.“

Napoleon: „Eine Zeitgenossin von dem Rufe der Frau von Staël, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im stillen schlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch!“

Das Werk ward eingestampft, und die Verfasserin mußte das Honorar von 20000 Franken und die Druckkosten von 6000 Franken ersehen.

22

### Gedanken weiser Männer.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;  
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;  
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,  
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenstedt.

\*

Es ist schlimm, daß die Menschen Gott nicht kennen, aber weit schlimmer ist, daß sie als Gott anerkennen, was nicht Gott ist.

Laetantius.

\*

Beides, was wir Glück und was wir Unglück nennen, ist uns gleichmäßig von Nutzen, wenn wir das eine und das andere als eine Prüfung ansehen.

\*

## Der Wahltag.

Eine eidgenössische Geschichte von Gottfried Keller.

Der achtzigjährige Friedensrichter Berg-hansli saß an einem schönen ersten Maisontage lang und schlank, wie er geblieben war, hinter dem Tisch in stiller Stube und studierte etwas. Er hielt, da er schon einen ziemlichen Gang auf seinen hochgelegenen Matten gemacht, ein Stück Brot in der Hand und trank dazu ein Glas von seinem heiteren Wein, der ruhig und kühl war wie der Mann. Der war so lange schlank und munter geblieben, weil ihn nicht, wie den heutigen Spekulanten und Gelüftlern, kein Wein süß und feurig genug, kein Vergnügen zu teuer und kein Tag wechselvoll genug war.

Was der alte Berg-hansli studierte, war aber die Proklamation der Regierung, worin diese das gleichgültige Volk gar nützlich anfang, daß es doch seiner Bürgerpflicht genügen, sein Ehrenrecht gebrauchen und an den Erneuerungswahlen teilnehmen möchte, aus denen abermals ein Großer Rat hervorgehen und das Regiment neu bestellt werden sollte, und zwar am Nachmittag selbigen Maisontages. Er las alle solche Kundmachungen von oben bis unten sehr aufmerksam und kritisch: wenn sie zu gefühlvoll waren, zu prahlerisch oder zu zierlich, so verzog er etwas spöttisch den Mund; waren sie aber zu trocken, zu amtlich, hölzern und ungesalzen, so ärgerte es ihn wiederum, und er meinte, da sei es kein Wunder, wenn alle Wärme und aller Glanz des öffentlichen Lebens dahingingen; kurz, es war schwer, es ihm recht zu machen.

Dem es war dem Berg-hansli bei diesen Dingen so feierlich zumute, als ob das Gewissen des Landes selbst redete, und da dünkte es ihn nicht gleichgültig, welche Sprache dasselbe führe. Heute schien er jedoch nicht übel zufrieden zu sein; und als drei wandernde Handwerksburschen zum Fenster hereingereist kamen, nämlich ein ganz neuer weißer Sommervogel, eine lose Apfelblüte und ein verdorrtes Baumblatt vom vorigen Jahr, welche alle drei sich auf die Wahlproklamation niederließen, da wurde er fast gerührt, und diese Boten des Lebens und Todes gemahnten den Berg-hansli an den ewigen Wechsel und die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Er wunderte sich, daß das Gemeinwesen, welches jene Proklamation ausandte, in diesem Wechsel schon so lange bestand, an die fünfshundert Jahre, mit seinen zweihundert Ratsmännern; und in Betracht, daß auch diese fünfshundert Jahre, selbst wenn sie sich verdoppeln sollten, nur ein Augenblick seien gegenüber der Ewigkeit, nahm er sich vor, heute ebenfalls wieder und vielleicht zum letztenmal zu den Wahlen zu gehen, um, so viel an ihm lag, den besagten Augenblick benutzen zu helfen und jederzeit seine Pflicht zu tun.

Der alte Berg-hansli hatte drei Enkel im Hause von einem verstorbenen Sohn, kräftige und hübsche Burschen, welche seinen ziemlich großen Gütergewerb fleißig bebauten und auch sonst zu allerlei nützen und unnützen Dingen pünktlich bei der Hand waren; nur in keine Gemein- und Kreisversammlungen waren sie zu bringen und fanden stets etwas zu tun, wenn eine solche im Anzug war. Heute aber wollte der Alte sie beim Zipfel nehmen und mit Gewalt hinführen, eh' er von himmen müßte. Er guckte daher wie ein alter Falk aus dem Fenster über sein Ausgelände und in das Tal hinunter, um die Burschen zu erspähen, als sie eben hinter seinem Rücken in die Stube traten und riefen: „Großvater, wir gehen alle fort und kommen heute nicht zum Mittagessen!“

„So?“ sagte der Alte. „Seid ihr so eifrig zu den Wahlen? Ihr werdet mich doch mitnehmen wollen, und wenn wir um zwölf Uhr weggehen, so kommen wir noch früh genug!“

Bei dem Worte Wahlen schüttelten jedoch alle drei die Köpfe wie drei Esel, welchen man eine Bratwurst vorhält, da sie doch lieber Heu fräßen.

„Es wird in Thorlikon ein Schaf ausgelegelt,“ sagte Heiri, der älteste, „und ich habe abgeredet, dabei zu sein; es gibt einen großen Wettkampf zwischen den Thorli- und Narrikonern.“

„Ich will an die Publiker Kilbi gehen und ein Mädchen beschauen, von dem man mir gesagt hat. Es ist ja ausgemacht, daß ich heiraten soll,“ sagte Jakobli, der zweite.

„Und ich,“ fügte Peterli, der jüngste, hinzu, „will einmal sehen, ob ich den Hirzenwirt zu Büchelberg antreffe und ihm seinen Stutzen abkaufen. Er wird wohl daheim hocken, da heut die Wahlen sind.“

„So, so!“ sagte der Alte. „Ihr habt ja alle zu tun, wie die Braut im Bad! Aber erst hört noch ein Wort an von mir, eh' ihr an eure Geschäfte geht.“

Somit ging er über sein Wandschränklein, in dem er seine Papierfachen aufbewahrte, und nahm ein Bündelchen vergilbter Druckhefte hervor, mit einem alten weiß und blauen Schmirchen kreuzweis zusammengebunden und mit vielen Ohren und Brüchen versehen. Es waren alle Verfassungen, die der alte Mann seit 1798 beschworen hatte, gewissermaßen die Originalausgaben, wie sie ihrer Zeit als neugebacken dem Volke ausgeteilt wurden. Sie dünkten ihn, als er sie jetzt auseinanderlegte, wie abgedorrte Blätter vom Baum des Lebens, und er gedachte fast mit einem Seufzer seiner fernen stürmischen Jugendzeit, des fremden Volkes, das er im Vaterland gesehen, des Unfuges, den er an den eigenen Mitbürgern miterlebt, aber auch der frühlichen Tage der Befriedigung, die noch immer auf den Unfug, und des neuen Lebens, das noch immer auf das Absterben gefolgt war.



Der Bergbauern guckte wie ein alter Falk aus dem Fenster.

„Seht,“ sagte er, indem er die Verfassung der helvetischen Republik zur Seite legte, „das ist die erste Verfassung, die ich beschworen habe; fabriziert aber ist sie in Paris worden und hat uns kein Glück gebracht. Die sie gemacht haben, wußten nicht, was Schweizer sind, und wenn sie es erraten hätten, so würden wir eben keine Schweizer mehr gewesen sein. Doch fort damit! Es gibt auch heut noch Leute genug, die immer Alpenrosen im Munde führen, aber nie gemerkt haben, was schweizerisches Recht und Freiheit eigentlich seien. Sie meinen eben, wenn man nur keinen König über sich habe, so sei der Schweizer fertig. Das ist freilich nun so das Größte von der Sache.

„Hier ist die von Anno 1802, die sogenannte Mediationsakte. Das war schon ein besseres Werk und das Beste, das wir bis zur neuen Zeit gehabt haben. Der Bonaparte hat es gemacht und uns gegeben, und daher war es immer bitterlich für ein altes Kriegs- und Freiheitsvolk, wenn ein fremder Kaiser und Kriegsmann ihm das Gesetz machen mußte, das es selber nicht mehr zuwege bringen konnte.

Das ist die von Anno 1814, das die Bundesverfassung von 1815; es ist Herrenzeug, und zwar von kleinen Herren, die immer weniger über ihre Nase hinaussehen als die großen.

Folgt die von 1831, die ich eigentlich gesucht habe. Das ist die erste, die so recht unser eigenes Gewächs ist, drum hat sie auch schon bald dreißig Jahre hergehalten. Glaubt aber nicht, daß das ein sehr kühnliches und vollkommenes Werk sei oder war; vielmehr hat es seinen ganz bescheidenen Anfang genommen. Seht, was ich da mit Bleistift durchgestrichen habe: da hatte die Stadt Zürich noch 71 Mitglieder in den Großen Rat zu setzen, ohne einen anderen Grund, als denjenigen ihrer früheren Herrschaft. Nachdem wir diese bescheidentliche Form unserer Selbständigkeit sieben Jahre getragen, haben wir endlich Anno 1837 gewagt, ganz aus dem Hühnerkorb herauszugehen und haben das Wahlrecht auf das ganze aufrechte Volk verlegt. Was geschieht? Nun geht jeder zehnte Mann in die Wahlen, als ob die übrigen alle Falliten und Bestrafte wären, und dieser zehnte Mann

macht ihnen so das Gesetz; das heißt, sich freiwillig einer Bevogtigung unterziehen. Und dabei singt ihr, wenn ihr einen Schoppen im Leibe habt, mit euren neumodigen Füstelstimmen noch immer die schönsten Freiheitslieder! Habt ihr noch nie gesehen, wie einen gleichgültigen Mann, der an nichts in der Welt teilnehmen mochte, als was seinen Bauch anging, diese Teilnahmslosigkeit noch stets zur Selbstverachtung führte? Das heißt, um seine Laster, wie er meinte, zu beschönigen, sagte er zuletzt: Es ist eben mit allem nichts und mit mir auch nicht! Gerade so endet die träge Teilnahmslosigkeit eines Volkes immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verlust seiner Freiheit. Ueberläßt nur fünfzig Jahre lang die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männchen, die nicht zu faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden euch die schon eine Verfassung machen, welche euch der sauren Mühe des Lebent enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte!“

„Hoho!“ sagte Heiri, „dann sind wir auch noch da. Solang ich aber mit der Sache, wie sie geht, zufrieden bin, so seh' ich nicht ein, warum ich immer laufen soll, wenn der Statthalter pfeift; wenn es mir einmal nicht mehr



gefällt, so werde ich schon gehen!“ — „So? Meinst du?“ erwiderte der Alte. „Das ist freilich eine besondere Art, seine Befriedigung zu bezeigen, wenn man sich versteckt und stille hält, wie eine erschrockene Maus. Wie sollen die, welche die Sache leiten, denn merken, daß sie es dir recht machen? Und wenn du mit einer Sache zufrieden bist, mußt du nicht trachten, daß sie Bestand habe und auf einen festen Grund gebaut sei? Der festeste Grund für ein Regiment ist aber die lebendige Teilnahme des Volkes. Ein Großrat, der von einer Kirche voll Bürger gewählt ist, hat ein ganz anderes Herz im Leibe als einer, den einige Duzend Männlein gewählt haben. Er hat vor diesen gar keinen rechten Respekt und ärgert sich über ihre kleine Zahl, statt ihnen dankbar zu sein. Wie? Du bestellst zu jeder Jahreszeit, sei die Hoffnung groß oder gering, dein Feld, damit es nicht an dir liege, wenn es fehlen soll, und du bist zu faul, alle vier Jahre einmal den Acker des Landes bestellen zu helfen, damit es nicht an einem kräftigen Erdreich fehle, wenn etwas wachsen will? Du magst nicht eine Stunde lang in die Kirche gehen, weil du ein Schaf auszegeln mußt? Glaubst du, das werde auf die Dauer Ratsmänner mit Haaren auf den Bühnen geben, die von solchen Zufriedenheitsleuten nicht sowohl gewählt, als wählen gelassen worden sind?“

„Du pflügst und säest auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du erntest, und doch bist du nicht verdrossen, es zu tun; da, wo du aber weißt, was du erntest, wo du dein Schicksal in der Hand hast, da scheust du dich, zu säen und glaubst, es wachse dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachsen oder wenigstens nicht, was dir gefällt.“

„Das ist alles recht,“ sagte Seiri, „wenn es nur auf mich allein ankäme und wenn ein einzelner Mann die Wahlen machte!“

Der alte Bergsansli zuckte die Achseln und erwiderte: „Das ist immer die Rede von deinesgleichen, und es ist eine falsche Bescheidenheit, die Zwillingsschwester deiner unechten Zufriedenheit. Wenn der Feind kommt, wenn Feuer ausbricht, wenn die Wasser austreten, so geht jeder ungeheißt, und keiner sagt, auf den einzelnen Mann komme es nicht an. Es ist eine Gedanklosigkeit, wenn du sagst, nicht so verhalte es sich mit der Ausübung stiller Bürgerpflichten, wie die Wahlen zum Beispiel sind. Wenn gleichen unbemerkt und langsam, so trägt im Gegenteil jeder einzelne Mann durch sein Wegbleiben zur allmählichen Abnahme des allgemeinen bei, und jedenfalls möchte ich nicht immer mit Gewalt der sein, auf welchen nichts ankommt!“

„Und wie steht es mit dir, Meister Peterli, du willst einen Stutzen kaufen? Das scheint schon was Besseres, als ein Schaf auszegeln. Aber ist es deine wirkliche Ausrede, oder hast

du auch einen höheren oder tieferen Grund, wie dein wackerer Zufriedenheitsbruder?“

„Ich könnte allerdings,“ antwortete der Jüngste etwas trozig und finster, den Stutzen ebenfogut an einem anderen Tag kaufen, obgleich ich nicht gern in der Woche im Land herumlaufe. Aber ich will es nur gestehen, daß mich die Wahlen nicht viel kümmern!“

„Und warum nicht?“ fragte der Alte.

„Weil,“ sagte Peterli, „ich nicht so denke, wie mein Bruder, sondern im Gegenteil unzufrieden bin, da alles am Schnürchen gezogen wird, wie jene Wiege, die eine listige Bauernfrau von der Kuh an den Schwanz gebunden hat, damit das Kind einschlafe, während sie Bohnen steckt!“

„Nun,“ rief der Alte, „so geh hin, du Schwere- nöter und hau das Schnürchen ab!“

„Wie soll ich es abhauen?“

„Geh zu den Wahlen, ruf: hoho! hehe! Mach Lärm und sag: Da fehlt's, dort fehlt's, der gefällt mir nicht, er hat dies und jenes getan oder nicht getan, den und den wollen wir wählen! Halte fest auf den, und wenn er nicht durchgeht, so unterziehst du dich bis zum nächstenmal und hast deine Pflicht getan!“

„Das ist eben die Not,“ sagte Peterli, „ich kenne niemand, dem ich stimmen könnte, es ist niemand um den Weg, es geht ja nichts vor, wobei man auf irgendeinen aufmerksam wird, es streckt keiner den Kopf hervor, der ein neues Gesicht hat —“

„Der Ratsaal“, unterbrach ihn der Alte ernst, „ist kein Schneiderladen, in dem immer neues Zeug ausgehängt zu sein braucht; die neuen Gesichter erweisen sich zuweilen als bloße Gesichter, an welche sich durchaus kein ehrwürdiger Schimmel der Zeit und Erfahrung ansetzen will. Wenn du aber niemand kennst, dem du deine Stimme geben kannst — wie willst du dazu kommen, einen kennen zu lernen, wenn du allen öffentlichen Verhandlungen, sei es in Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons oder der Eidgenossenschaft aus dem Wege läufst? Nur dort kannst du hauptsächlich beobachten, wie sich der und jener benimmt, und du mußt ein sehr unzugänglicher Gesell sein, wenn nach Verlauf einiger Zeit nicht irgendein Mann den Eindruck auf dich macht, daß du ihn eher als einen anderen im Räte sehen möchtest. Denn einen von den Vorhandenen wirst du am Ende wählen müssen, wenn du überhaupt willst vertreten sein, da du nicht wirst warten wollen, bis gerade in deinem Wahlkreis ein solcher Prophet aufsteht, wie du ihn in deinem Kopfe ausgedacht hast. Darin hast du recht, daß du denjenigen so gut als möglich kennen lernen möchtest, dem du stimmen sollst; dazu ist aber nötig, daß man selbst etwas Menschenkenntnis besitze und sich selbst auch Rechenschaft zu geben verstehe über das, worauf es ankommt.“

„Du bist Feldschütz; um so mehr sieh drauf, daß der Ratsmann, dem du deine Stimme gibst, auch eine Art Feldschütz sei, welcher auf unbestimmte Distanzen und ohne künstliche Vorrichtungen zu schießen versteht auf dem Platz, auf den er gestellt wird, das heißt, daß er sein eigenes Gewissen frei und frank in der Hand trage, wie du deinen Feldstutzen, und es angesichts der Ereignisse zu brauchen verstehe; kurz, daß er seinen Schuß selbst lade und ihn abgebe auf sein eigenes Mannesgewissen und nicht so in das verabredete Hausgewissen hinein, wo einer sich hinter dem andern versteckt und alle sich gegenseitig mit schreckbaren Reden Mut machen müssen.“

„Sieh zu, ob einer ein Urteil über die Dinge habe, eh' er die Zeitung gelesen hat, und wenn es auch schlicht und kunstlos ist, oder ob immer nur nachher.“

„Sieh auch zu, ob einer in allen Fällen mit seiner Meinung zum Voraus fertig ist, eh er die anderen gehört hat und mit dem Vorsatz in die Beratung geht, auf nichts zu hören und keine Gründe auf sich wirken zu lassen; denn statt eines solchen könnte man ebenjogut einen hölzernen Mann hinschicken.“

„Einem, den man nie einsam sieht, der nie eine freie Stunde für sich lebt und denkt, sondern der jeden müßigen Augenblick hinter den Karten zubringt, gib deine Stimme nicht, außer es wäre denn ein sehr kluger Mann; denn es gibt allerdings auch solche, welche in Gottes Namen einmal nicht allein sein können und immer etwas treiben müssen.“

„Einem, der bei jeder Gelegenheit mit allen Glocken läutet, seine Gegner im Großen Rat verächtlich und lächerlich macht und ihnen nachher lachend die Hand drückt, stimme beileibe nicht, denn ein solcher wird in den großen Dingen nie etwas ausrichten!“

„Stimme keinem, der um dich herumgeht, wie die Räte um den heißen Brei, oder der dir ein Gesicht macht, als ob er dich fressen wolle, wenn du ihm nicht stimmst; und auch keinem, der dich fürchten würde, nachdem du ihn gewählt hast!“

„Einem, der lügt, und wenn es auch für die gute Sache wäre, gib niemals deine Stimme, und endlich auch keinem Weinsälcher oder Kartoffelbrenner!“

„Gut,“ sagte Peterli, „da kann ich mich nur gleich auf die Beine machen, um alle die Beobachtungen noch bis um zwei Uhr anzustellen.“

„Heute wirst du allerdings nicht mehr viel sehen können,“ erwiderte der Großvater, „aber um so nötiger ist es, daß du den Anfang machst und gleich heute in die Versammlung gehst. Schon die Art, wie die Hervorragenden mit mehr oder weniger offenem Tone sprechen und wie sie dreinschauen, wird dir für den eint' und andern einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, welchen du nachher bei andern Versammlungen

und Geschäften weiter verfolgen kannst. Wenn du z. B. einen siehst, der ruhig und in sich gesammelt auf seinem Platze verharrt und das, was er etwa zu sagen hat, ohne Zögern und mit Sicherheit vorbringt, aber mit wohlwollendem Blicke, so wird er dir besser gefallen, als vielleicht einer, der beständig umherläuft von einem zum andern, sich geschäftig erweist, die Versammlung mit gierigen Habichtsblicken belauert und fortwährend wie von einem bösen innern Feuer verzehrt zu sein scheint; obgleich damit nicht gesagt ist, daß dieser nicht vielleicht eine ehrliche, wenn auch ehrgeizige Haut und jener ein durchtriebener und listiger Patron sein kann. Aber dein Instinkt für jenen kann dennoch der richtige sein, da die Selbstbeherrschung für einen Ratsmann eine Haupttugend ist und niemals ohne gute Früchte bleibt.“

„Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürgerpflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt.“

„Nun,“ sagte der Brantschauer, „ich glaube, eine Frau könnte ich auch morgen und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt, habe ich auch noch einen andern Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu kümmern, wenn etwas Besseres zu tun ist.“

„Und das wäre?“

„Ei,“ fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch so, unser kantonales Wesen mit seinem Großen Räte habe nicht mehr viel zu bedeuten, alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, des Kleinen in das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leeres Stroh dreschen zu helfen!“

„So?“ rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch? Was willst du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein, ein weggeworfener Bienenkorb ohne Waben! Ein in ein Haserfeld, auf dem die Kofse weiden, umgearbeiteter Garten würde sie sein! Nein er ist schön, der rote schweizerische Bundes- und Waffenrock, aber ein politischer Schmutzflink ist, wer nicht sein reinliches, selbstgewobenes Hemd ehrbaren Standeslebens darunter trägt; es ist stattlich, das rote Ehrenkleid der Helvetia mit dem Kreuz auf der Brust; aber höchst ehrbarlich und von gutem Herkommen zeugend sind die zweiundzwanzig schneeweißen Hemden, welche sie im Kasten hat, das Zürcherische mit einem weiß und blauen

Schildlein am Herzschliß. Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wettfeiser im Großen und Guten keine Kantone: das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes.

„Daß aber unser Kanton in diesem Wettfeiser rühmlich vorangehe, das hängt von dem Großen Rat ab, den wir heute zu wählen haben. Er soll eine Leuchte sein, unter den Kantonen in Erfüllung der Bundespflicht wie in Verwaltung und Fortbildung seiner selbst, ein Erhalter der fruchtbringenden Mannigfaltigkeit unseres Schweizerlandes, und hoffentlich wird die Zeit bald kommen, wo die Kantone von ihrer ersten Verblüffung, welche sie über dem lustigen Getümmel der neuen Bundeseinrichtung beschlich, sich erholend, von ihrem Vorschlagsrechte Gebrauch machen und in eidgenössisch-lebendiger Bewegung miteinander wetteifern.“

„Also geht nur aufgebrochen und mitgekommen, wer ein guter Eidgenosse und ein guter Züricher ist, keines ohne das andere, die Hälfte davon wird nicht angenommen!“

Die drei Wahlscheuen getrauten sich nicht länger, dem Alten davonzuschleichen, sondern gingen willig mit ihm den Berg hinunter.

Der schöne Maientag und der frische Mut des Greisen weckten auch ihre Züricherherzen auf und sie wurden noch auf dem Wege, nach Art aller Neubekehrten, so eifrig für die Sache, daß sie untereinander verabredeten, für diejenige Gemeinde, aus welcher verhältnismäßig die wenigsten Mannen werden gekommen sein, einen eigenen Uebennamen zu erfinden und ihn derselben anzuhängen für die nächsten vier Jahre, bis sie von einer andern Gemeinde abgelöst sei.

Das Ergebnis der beendigten Wahlen war in diesem Kreise eine Art Mittelgut, hausbacken und gewöhnlich in der ruhigen Zeit, trotz einiger Aenderungen, welche stattgefunden, infolge natürlichen „Hinschiedes“ einiger Räte. In solchen Zeiten ist immer ein sanftes Gras nachgewachsen, das nun zunächst steht und zum Blühen kommt.

Da wurde gewählt ein sogenannter Zehentstrecker, d. h. ein Mann, auf den das Volk nicht aus freien Stücken verfallen, den es nicht sehen

würde, wenn er sich nicht bei allen Wahlankläffen jedesmal auf die Zehen stellte, bettelnd und schreiend die Hand erhöbe, wie die Kinder unter dem Kirschbaum. Nachdem das Volk sich jahrzehntelang erst nach dem Zehentstrecker gar nicht, dann etwas verwundert umgesehen, wird es endlich aufmerksam und gibt ihm versuchsweise und lächelnd die erhobene Stelle. Denn er ist über seiner ewigen Bewerbung ein geriebener Gesell geworden, der einen anscheinend ordentlichen Geschäftsdunstkreis um sich her aufgeregt hat. Eine Million Projektchen und Vorschläge hat er gemacht und jedesmal an den Wahlen in Umlauf gesetzt. Ein Kanälchen hat er ausgeheckt, um die Gemeindepfeffermühle zu treiben, die Erzielung einer Ziege mit fünf Zitzen hat er erfunden und was dergleichen Dinge mehr sind, aus denen zwar nie etwas wurde, die er aber in hundert Versammlungen und Vereinen besprach, in der Presse künstlich angreifen ließ und nachher verteidigte. Er handhabt die verdeckte Selbstangriffung wie ein Meister und die Reklame wie ein Künstler.



Indem er so in den Sonnenschein blinzelte, erspähte er den alten Ehegamer von Nebenheim.

Da er nur einen Grundsatz kennt, der lautet: Wer nicht für mich ist, der ist wieder mich! so ist er je nach Umständen jedermanns Freund und jedermanns Feind. Diese Stellung weiß

er dann immer für eine Parteistellung auszugeben, obgleich er politisch so leer ist wie eine taube Auh.

Ein solcher Beherstreckter also wurde gewählt; denn das Volk will zuweilen auch solche Käuze haben; es sorgt stets für die Mannigfaltigkeit und Vollzähligkeit der Gestalten auf seinem Schachbrette.

Ferner wurde gewählt, ebenfalls spät, ein Alter, der sich seit dreißig Jahren gegenüber jeder herrschenden Partei die „junge Schule“ nannte, obschon er kein Härlein mehr auf dem von Vorurteilen des Alters vollgepfropften Schädel trug. Dieser wurde gewählt, weil er unter den Unmündigen und Frischkonfirmierten allerhand Schaden und Torheiten anrichtete und heimlich versprochen hatte, die jungen Schuljahre nunmehr abzuschließen und die Zeit der männlichen Reife anzutreten, wozu er jezo in den schönsten Jahren stehe.

Auch wurde ein sogenannter Frühgemeinnütziger gewählt, d. h. einer, der schon vor seinem zwanzigsten Jahre den gemeinnützigen Gesellschaften der Gemeinde, des Bezirkes, des Landes und der Eidgenossenschaft angehört hatte und nun nach wiederum zwanzig Jahren durch seine vielfachen Missionen und Arbeiten einen ganz schätzbaren Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen erworben und ein brauchbarer Redner über alles war, welcher der Gegend wohl anstand.

Ein stiller Mann, welcher plötzlich eine Million geerbt, wurde sodann gewählt, da man ihn für Steuern und Geschenke fürchterlich zu schröpfen gedachte und hiesfür in guter Laune erhalten wollte. Schon hatte er eine neue Feuerspritze, ein Kirchenfenster, eine Orgel, drei Kadetten-trommeln und eine Gemeindefahne gestiftet und mehreres versprechen müssen.

Zum Schluß wurde ein noch stillerer Mann, ein bestandener Parlamentshecht erkürt, als Vogt über diesen ganzen parlamentarischen Nachwuchs, der denselben mit wenig Worten in Ordnung zu halten und zum Nutzen der löblichen Wählerschaft zu verwenden hatte.

Nach beendigter Wahlhandlung aber saßen die drei Brüder in einem Hinterstübchen des Wirtshauses zusammen und ermittelten nach ihren gemachten Erhebungen diejenige Gemeinde, welche am schlechtesten vertreten gewesen, um ihr den besagten Spitznamen zuzumessen und unter die Leute zu bringen. Die Brüder selbst waren zwar bei ihrem Mangel an Erfahrung in der Haft um ihre Stimme gekommen, sie wußten kaum wie, und ihr gemeinschaftliches krummgespitztes Bleistiftendchen hatte sich, von einem eigenen Wahlklobold beseelt, fast gegen den Willen der Schreibenden bewegt. Jeder verschwiegen den beiden andern, daß er gar keine rechte Zufrieden-

heit an seiner Stimmgebung empfinde und sich für übertölpelt halte.

Vielleicht gerade aus Mergel darüber war ihr Eifer nun groß und sie saßen mächtig zu Gericht. Es ergab sich, daß es die Bürger von Nebenheim waren, von welchen allein ein alter halbtauer Ehegaurner sich auf dem Platze eingefunden. Jakob, der die Frau hatte besuchen wollen, und nun der Grimmigste war, eröffnete, nachdem die Namensfinder eine gute Weile fruchtlos gebrütet, seine Meinung dahin, daß „Nebenheimer“ an sich ein guter Spitzname werden könne für solche, die überall daneben kommen; daß zwar der Titel des erschienenen Ehegaurners auch eine ironische Bezeichnung für alle diejenigen geben würde, welche so lässig ihres Rechtes warteten; daß aber endlich gerade die Anwendung des Namens der Nebenheimer auf alle trägt Bürger die empfindlichste und abschreckendste Strafe wäre, da gewiß künftig jede Ortschaft sich hüten würde, ihren erhabenen Namen einer solchen Gefahr auszusetzen.

Die zwei Beisitzer Jakobs, welche von allen den heutigen Verhandlungen ganz erschöpft waren, erklärten sich mit seinem Vorschlage einverstanden und übertrugen ihm auch, den vereinbarten Uebertamen öffentlich zu verkünden „auf ihm geeignet scheinende Weise“, worauf sie sich stracks unter das junge Volk machten.

Inzwischen saß Vater Berghans in einer Laube vor dem Hause neben dem offenen Fenster des Beratungsstübchens seiner Enkel, weit ab vom Getümmel der Leute, und schaute über die blühenden Felder hinaus. Indem er so in den Sonnenschein blinzelte und dabei ein röthliches junges Dornzweigelchen im Munde hielt, erspähte er den alten Ehegaurner von Nebenheim, der, seinen turmartigen schwarzlackierten Strohhut wie ein Staatsmann in der Hand tragend, würdig einhertritt, an der Seite eine schlanke Mädchengestalt. Die Art, wie dieselbe ihre natürliche Naschheit mäßigte und neben dem langsamen Gange des alten Mannes die unnatürlich keck ausholenden Schritte elastisch anhielt, gab einen gar anmutigen, beinahe feierlichen Anblick.

Berghansli erhob sich und winkte dem Paare, und es näherte sich bald der Laube, während das Mädchen vorsichtig einen schnellen Blick über den Platz warf aus ernstern braunen Augen.

Da man von dem alten Nebenheimer sagte, er wolle sich zu einer verheirateten Tochter zurückziehen und wünsche nun das gegenwärtige Mägdelein, das Kind einer andern verstorbenen Tochter, das bisher bei ihm gelebt hatte, irgendwo wohl anzubringen, da man nicht minder vom Berghansli wußte, daß er einen seiner Enkel, und zwar den Jakob, zu einer wackeren Verhehlung anhalte, um sein häusliches Wesen noch vor seinem Tode fortgesetzt zu sehen, so

gewann dieses Zusammentreffen sehr den Anschein einer verabredeten Sache.

Wie dem auch sein mochte, so geschah es jetzt, daß Jakob gerade um die Ecke trat, um dem Großvater die Schlußnahme wegen des Spitznamens und deren Tragweite zu eröffnen, als auch der Nebenheimer mit der Jungfrau anlangte, welche die goldene Kette ihrer Vorfahrinnen wie ein Bürgermeister über den Spizen und Stickerien ihres Sonntagsstaates und einen grünen spitzen Roggenhalm gleich einem gestrengen Szepter in der Hand trug.

Jakob ließ den Mund, aus welchem er seine politische Mitteilung hatte wollen ertönen lassen, so lange offen stehen, daß die Fremde volle Zeit gewann, sich von ihrem Erröten zu erholen und dasjenige Benehmen innezuhalten, welches bei solchen sogenannten ersten Zusammenkünften als ersprißlich erscheint und weder etwas verdirbt noch vergibt.

Es war allerdings eine solche Zusammenkunft wie sich immer deutlicher zeigte. Jakob hatte seine Frau auf einer Seite suchen wollen, die dem Alten nicht gefiel, und dieser die Sache ohne jedes Wissen auf den Wahltag angeordnet.

„Siehst du,“ sagte er scherzweise „du hast heute, glaub' ich, eine Mädchenschau abhalten wollen und nun bekommst du unverhofft noch die Aller schönste zu sehen!“

„Sie ist allerdings schön!“ erwiderte Jakob immer noch verwundert, daß er diese Entdeckung noch nie gemacht, und ganz unbefangen.

Die Jungfrau aber wiegte ihren Roggenhalm und ließ seine Blattstreifen unverfänglich durch die Finger laufen. Die Begebenheit endigte für heute damit, daß Berghansli und sein Enkel, nachdem die kleine Gesellschaft eine Erfrischung zu sich genommen, den Ehegatten von Nebenheim und seine Enkelin eine gute Strecke Weges nach Hause geleiteten.

Auf dem Rückwege sagte Berghansli, indem er bei Sternenschein ungeesehen etwas lächelte: „Wie steht's denn mit dem Spitznamen für die Nebenheimer, den ihr in der Stube ausgemacht habt? Hast du die Sache besorgt?“

Ganz verblüfft antwortete der Junge: „Diese Teufelei hab' ich bei Gott ganz vergessen! Allein — nun haben wir da die Bekanntschaft der guten Leute gemacht; ich glaube, das Mädchen würde mich dauern; auch ist ja ihr Großvater der einzige, der gekommen ist!“

„Es ist mir recht,“ sagte der Alte ernster, „wenn dir das Mädchen gefällt und ihr einig werden könnt. Wenn die Sache mit dem Spitznamen aber nicht eine Torheit gewesen wäre, da dergleichen nie etwas nützt, so würde ich doch sagen, es soll das erste und das letzte Mal sein, daß du wegen eines Weibsbildes eine politische Rathandlung änderst oder unterlässest! Siehst

du, Meister Jakob, so kommt es, wenn man von der Kälte in die hitzigen Anläufe hineinfällt. Immer gleich und stets geübt, das macht den Mann!“

## Auch eine Heldin.

Von Karl Hesselbacher.

**S** In der Friedenstraße, am Ende der Stadt, wo die stillen Häuser in den weiten, stillen, grünen, herrschaftlichen Park hineinblickten wie glückliche Kinder, in deren hellen, lachenden Augen der Himmel glänzt — wurde der schwere Kampf gekämpft, bei dessen Anblick uns allemal das Herz in Stücke gehen will. Der Kampf eines jungen Lebens, das von der schimmernden Erde scheiden soll, in den Jahren, in denen die Schönheit der Erde erst so recht die Seele zu erobern beginnt. In den Jahren, in denen die jungen Augen in eine goldene Welt schauen, die in den Falten ihres Gewandes lauter geheimnisvolle Segenspenden verborgen hält und bald die Hände heben wird, um all den Glanz und all das Glück auf das selige Menschenkind herniederrieseln zu lassen.

Das sind die finstersten Tage, in denen dies frohe, verheißende Leben von der Türschwelle weicht und der dunkeln Botin Platz macht, die mit der Sichel in der Hand langsam nähertritt, um den schlanken Blütenstängel niederzustrecken, an dem gerade die ersten rosigen Blütenblättlein aus der grünen Kelchhülle springen wollen. Wer solche finsternen Tage miterlebt hat, will nicht mehr viel wissen vom klingenden Lachen der heitern Freude.

Das schöne Mädchen, das mit seinem zarten Geigenspiel so oft unseren kleinen Kreis in eine „Welt der Seligen“ geführt hatte, hob den Bogen nicht mehr. Das runde feste Handgelenk war schmal geworden. Die Haut hatte einen matten durchschimmernden Glanz, wie der Rand einer Perlmutterchale. Milde lag die Zwanzigjährige in dem gepolsterten Liegestuhl. Durch das geöffnete Fenster kam ein breiter Strom von Licht, und Veilchen mußten im Park zu Hunderten blühen. Der Geruch des Blütenlebens, der aus tausend Knospen von Baum und Strauch heraustrat, füllte das Zimmer mit Süße und Frische.

Die Augen der Kranken wurden groß, und eine sehnsüchtige Seele wohnte in ihnen, die eine weite Reise machten über die Wiesen, auf denen der grüne Schein des Frühlings lag, und über die Wälder, deren braune Knospenschwere Zweige im linden Hauch des Südwindes ein feines silbernes Lied sangen von Lieben und Hoffen, und über die blauen Berge, an denen die Wähe sprangen wie tollende Geißlein, die auf die Weide kommen, und über die spiegelnden Ströme, die

glücklich aufleuchteten unter dem warmen Kuß der Sonne.

„Mutter,“ bat die Kranke, „sing mir das Lied vom Sonnenschein! Ich meine, ich würde gesund, wenn ich's höre. Und die Welt ist heut voll Sonne. Sie sagt mir, daß ich bald in lauter Sonne gehe. Du hast mir's ja versprochen. Noch ein paar Tage — dann führst du mich ans Meerufer im Süden, und ich werde wieder frisch und stark!“

Ich saß neben dem Mädchen, das ich besuchte. In meiner Seitentasche steckte das Neue Testament, das ich eben hatte hervorziehen wollen. Ich wollte das große Triumphlied lesen, das Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes singt, das Lied vom Jauchzen des Gotteskundes, dem alle Dinge zum Besten dienen müssen, und das über Leben und Tod in der Liebe seines Gottes den Sieg davonträgt. Aber nun ließ ich das schwarze Buch in seinem Versteck, als die freundliche Frau an das geöffnete Klavier sich setzte und die tiefe, klangschöne Stimme das netzliche Lied Robert Schumanns vom Sonnenschein zu singen anhub. Die Mutter unserer Freundin war eine gefeierte Sängerin gewesen, und noch hatte ihre Stimme den innigen süßen Klang wie eine Geigenlaute, über die eines Meisters Bogen fährt. Noch mußten die Herzen jubeln und weinen zugleich, wenn sie anhub, von Maienzeit und junger Liebe zu singen.

Nun sang sie vom Sonnenschein, der die jungen Mädchen an die Tore der Stadt lockt, und es war, als zucke in all den quellfrischen Tönen das lustige Flimmern und Zauberspiel der Sonnenstrahlen, und fröhliche, junge Augen täten sich auf und redeten von stillverschwiegenem, ahnungsvollem Glück. Und daneben lag dies totfranke Mädchen, dessen Schulter die dunkle Botin schon berührte, um ihr leise ins Ohr zu raunen: „Komm, ich trage dich in ein fremdes Land, in dem die Erdensonne nimmer strahlt!“ Es war mir, als träfen mich die hellen Klänge vom offenen Flügel her wie lauter Geißelhiebe. Ich konnte sie nicht ertragen. Was war das für eine Frau, die mitten ins sachte trauervolle Geheimnis des Sterbens hinein die Lieder der lachenden Frühlingfreude singen konnte?

Ich stand voll schwerer innerer Unruhe auf und reichte dem Mädchen die Hand. Auf ihrem Gesicht lag das Leuchten einer Glücklichen. „Sie gehen?“ fragte sie, „und die Mutter singt so schön heute, wie sie seit langer Zeit nicht mehr gesungen hat. Sie lieben doch den Gesang der schönen Frauenstimme über alles in der Musik und bringen's übers Herz, fortzugehen?“

Stumm reichte ich ihr die Hand. Das Weh presste mir die Kehle zu. Die Mutter ging mit mir hinaus, und als sie die Tür schloß, hörte ich noch ein leises, leises Singen wie das Zwitschern eines einschlafenden Singvogels:

„Was machst du mir denn solche Pein?  
O Sonnenschein!“

Es war der Nachhall des Gesanges der Mutter in der Seele der Tochter.

Still ging die Frau neben mir. Eben wollte ich ihr die Hand reichen. Da sah ich in ein Gesicht, aus dem ein übermenschlicher Jammer redete. Die Lippen zusammengepreßt, schneeweiß. Schwere, tiefe Falten über Stirn und Wangen. Die Augen ohne jeden Glanz.

„Arme, arme Frau! Armes Kind!“ — unwillkürlich kam's mir über die Lippen.

„Nicht wahr, 's ist ein Glend, das kein Mensch beschreiben kann?“ Tonlos, müd und verzweifelt kam die Antwort.

Ich nickte.

„Sie haben sich vielleicht gewundert, daß ich vorhin so fröhlich war? Und Sie dachten, ich sei leichtsinnig, weil ich das frohe Lied gesungen habe?“

Ich konnte nicht antworten.

„Aber ich muß Ihnen das erklären. Mein Mann ist einen schweren Tod gestorben. Er hing am Leben mit aller Sehnsucht, und als er sich losreißen mußte, war's ein Herzbluten, daß ich noch mit Schauern daran denke. Ich litt mit ihm — stumm, verzweifelt. Ohne einen Funken Trost in mir und darum auch ohne einen Funken Trost für ihn. Nun hat meine Tochter, das letzte, was ich auf der Erde habe, daselbe Schicksal. Als ich sah, daß sie anfing, zu welken, da habe ich geschworen: Sie soll nicht im Dunkeln sterben, sondern im Licht. Und ich will ihr das Licht schaffen. Das Licht durch meine Mutterliebe. Drum lache ich mit ihr, wenn's auch meine Seele mit tausend Messern sticht, und ich singe ihr, weil sie das Singen so lieb hat, wenn auch jeder Ton aus meiner Kehle wie eine brennende Flamme kommt. Ich habe nur noch eine Bitte zu meinem Gott: Hilf mir, fröhlich zu bleiben, daß mein Kind in meiner frohen Liebe sterben kann!“

Ich reichte ihr still die Hand. „Die Liebe trägt alles!“ schien die Musik zu singen, die in hellen Tönen zu dem geöffneten Fenster heraus mir nachflog durch die sonnenbestrahlte Friedensstraße durch.

### Ungewöhnliches Neujahrs Geschenk.

Kardinal Dubois hatte einen Haushofmeister, dessen Verrätherien ihm bekannt waren. Am Neujahrstage brachte ihm dieser jedesmal seine Glückwünsche dar. Anstatt daß der Kardinal wie seine anderen Hausleute ihn beschenkt hätte, sagte er nur zu ihm: „Ich schenke Euch das, was Ihr mir im vergangenen Jahre gestohlen habt.“ Der Haushofmeister verneigte sich darauf sehr tief, sagte kein Wort und verschwand.

Christians Ersparnis.

**D**r Christian, 's Dobelbure erste Sohn het d'r Hof nit wölle überneh; denn erstens het er nit gern gischafft, denn des, het er g'lait, git e chrumme Buckel und Schwiele an de Händ und no beidem heig er au gar fei Gluste. D'r Vatter und d' Muetter henn bittet und bettelt, au g'slucht und gwetteret; aber 's het alles nit gnuzt, 's isch Hopfen und Malz verlore g'st, d'r Christian het eifach nit vo's Waldschriners Cheresli glo. Des het er wölle und sunst keiz. Denn sini ghruslete Hoor, sini blauen Auge und si zucker-süße Mülli, — d'r Christian het's hi und da versucht — sinem nit usem Sinn cho Tag und Nacht.

„He nu,“ het d'r Vatter gsait, „wennt d' denn absolut nit anderst witt, so nimm die Schlürpli und je ehnder, je lieber, aß d' mer us den Auge chunsch. Denn d' Freud an d'r isch nimmi groß; fällt will d'r gsait ha.“

Jez deß het sich d'r Christian nit zweimol sage lo. Er isch zuem Burgemaister und zuem Pfarrer und hett die nötige Schritt to zuer Hochzeit, und d'r Vatter und d' Muetter hänn d' Usstir hergrichtet; „denn,“ het d'r Vatter gsait, „wänn's d'r Kerli an nit wert isch, er isch mi Sohn und deß solle d' Lüt merke, wenn er in Wittlinge izieht.“ D'r Christian het näm- lig in en ander Dorf g'hirotet.

D' Maidli aber in Christians Heimatdorf hänn sich greut und grüftet zuem Vorspann. 's isch nämlich in dere Gegend Modi, aß wenn ein oder eini usem Ort zieht, aß en die junge Lüt abfange; isch's e Bueb, so stöhn em d' Maidli, isch's e Maidli, so stöhn em d' Bueben uf de Wäg und verlange d' Uszugsstür, indem si e Schnur über d'r Wäg spanne, e Gidichtli vor- trage und Glück und Sege im Chstand wünsch.

Nächte Lüte macht des Gspaß und Vergnüge und si gänn ihre Juggedspiele und Schuellkame- rade gern e paar Mark, aß si sich an ihrem Chre- tag e Guets tue chönne. Aber wenn halt ein e Chümmispalter und Erbsejeller isch, goht em des sölli gege d'r Strich und uf em Land het's viel, si biße sich für e Mark d'r Finger und sür zeh Mark die ganzi Hand ab.

Jez zue der Sorte het au d'r Christian gehört. E Gihalz vo Abiginn het er zue sich selber gsait: „Die Maidli chönne mer g'stohle werde. Si kriege fei Pfänig vo mer; i fahr hinten über d'r Bär, dernd chönne sie lang vorne im Tal warte!“ Und wiener gsait, so het er do. Hinte, d'r Dachgähch Bär uf isch er g'fahre mit sim Brutwage. D' Ros henn müße schwiße und schnuße, es isch grusig g'st, und henn d'r Dtem fast verlore. „So,“ sait der Christian, woner mit sim Fuehrwert endlig doben usem Bär isch, „so, deß wär überstande,

dunte simmer gli und die dumme Tierer im Tal vorne chönne no lang uf mi warte. D' Suppe channe ne halt werde, bis i chumm!“ Und wirklich, dunten isch's Fuehrwert gli g'st, g'schwinder aß d'r Christian het wölle. Denn tum isch er e paar Schritt g'fahren abwärts, so isch d' Mechanik broche und furt sinn Ros und Wagen im susende Galopp, aß Stei und Funke g'floge sinn.

„Do soll jez e Dunderwätter dri fahre!“ het d'r Christian g'slucht und 's isch doch fei Dunder- wätter meh nötig g'st. Denn dunten uf d'r Stroß sinn Wagen und Ros g'lege, me het nimmi rächt gwüßt, was es si soll. Ei Ros isch tot g'st, 's ander het e Bai broche gha, was bim e Ros joviele isch aß tot, d'r Wage und Möbel sinn doglege, wie z'sämmetrampli Sigarre- schachtle und d' Späckite, wo hinten am Wage hängen isch, het me fast nimmi g'hemnt. Si isch mit Steine, Dräck und Gras überzoge und zämmequetisch g'st, aß me si höchstens no im e Vogelstrauß als Kotlett hätt chönne serviere und dä hätt no chönne verworge dra. Me cha denke, was der Christian für e G'sicht gmacht het, wie die rein Verzweiflung. Denn d'r Schade isch doch e weng z'groß und in kein Verhältnis g'stande mit d'r Ersparnis, woner gmacht het. Aber me mueß sage, er het e weng öbbis ver- dient. Denn wer am Hochzeitstag e so schmutzig isch, aß er sini Schuellkamerade e paar Viertel bergunnt, dem ghört e Stroß, wie größer, wie besser.

Die Maidli, wonen hänn welle abfange, hänn wenigstens fei Vidurnis gha mit em. 's Hinter Bure Stephaneli isch zwo Stund an d'r Stroß g'stande und het gwartet, und si Gidichtli, wo's im Christian het wölle vortrage, repitiert. Es het's no extra vom Schneiderkarli mache lo des Gidicht und het em drei Zwätschgewasser und e halb Pfund Späck dersfür ge und het no vier- zeh Tag dra z' lehre gha. Und 's Schriners Anni hett d'r ganz Garte plünderet zuen Strauß, wo's im Christian het wölle präsentiere, und wenn die andere Maidli an keini Anchoste gha hänn, so sinn si doch fast g'storbe vor langer Zit und hänn ihri Gschäfte versunt.

„Des g'schieht jez dem Schmutzjoggi rächt,“ hänn si g'lait. „Mit isch z' bidure, aß die arme Ros. Für die ghörti d'r Christian no e paar Monet ig'pert. 's isch guet, aß er keiz vo uns gno het, denn mit dem wär nit guet Chriess esse; er tät eim d' Stai und Stiel ins G'sicht werfe und vergunnt eim d'r Zucker im Kaffi. E so ein krieg e mer no, wenn d'r Märkt vor- bei isch.“

Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Jean Paul.